Werbe-exemplar

# ARMEE Rundschau

11
1958

„1918 – Demonstration" aus dem Zyklus „Aus der Suhler Arbeiterbewegung", Grafik von Werner Knackmuß 1958

GIBT DAS WORT

Oberstleutnant Herbert Richter

# Die Perspektive heißt Sozialismus

Richard Becker, 18 Jahre alt, Soldat in einem Mot.-Schützen-Regiment, wird am 16. November das erstemal in seinem Leben an die Wahlurne treten. Mit ihm noch etwa 300 000 Jugendliche unserer Republik.

Er kam zur Welt, als der blutigste aller bisherigen Kriege tobte. Die Welt stand in Flammen, von den deutschen Faschisten in Brand gesetzt. Doch das vermochte er noch nicht zu erfassen.

Zehn Jahre war er alt, als unsere Republik, die Bastion des Friedens und der Demokratie auf deutschem Boden, proklamiert wurde.

Nun begann er bereits das Leben immer bewußter aufzunehmen, und über Unwissenheit und Zweifel machte er die erste große Erfahrung seines jungen Lebens: „Der Staat, in dem ich lebe, ist gut, und die Menschen, die ihn regieren, sind tüchtig! Sie haben eine schwere, aber erfolgreiche Arbeit geleistet, denn mir und meinen Eltern geht es von Jahr zu Jahr besser." Noch ein Kind, fühlte er sich schon mit unserem Staat verwachsen.

Und er entschloß sich, als er zum Manne reifte, zur Nationalen Volksarmee zu gehen, um diesen seinen Staat mit der Waffe zu schützen.

Nun soll er wählen!

Und weil ihn das bewegte, deshalb hatte er sich mit dem Wahlaufruf der Nationalen Front besonders aufmerksam beschäftigt. Er fand, daß alles, was darin geschrieben stand, sehr vernünftig und leicht zu begreifen sei. Aber den Sinn eines Wortes konnte er nicht so recht erfassen.

So schrieb er an die Redaktion und bat um Auskunft:

„... was man unter Existenzangst verstehen soll, und ob nicht jeder Mensch, ganz gleich, wann und wo er lebt, eine Perspektive hat ..."

Die Antwort ist nicht schwierig:

Existenzangst ist heute eine in den kapitalistischen Ländern weitverbreitete Erscheinung. So berichtete kürzlich die Presse, daß bei einer Umfrage in Westdeutschland von 800 befragten Jugendlichen 799 erklärten: „Ich habe Angst vor dem Leben!"

Wovor aber hatten diese Jugendlichen — und nicht nur sie — Angst? Etwa vor der Arbeit? Vor dem Lernen? Vor dem Sport oder vor der Liebe? Natürlich nicht!

Sie haben Angst vor dem ganzen herrlichen Leben, weil hinter der messingglänzenden Fassade ihrer Welt die graue Trostlosigkeit eines Lebens ohne Perspektive und ohne frohe Zukunft liegt. Weil in ihrer Welt einer des anderen Teufel ist und jeder danach giert, nach „oben" zu kommen. Die einfachen Menschen aber können nicht einmal „unten" richtig leben.

Existenzunsicherheit und Perspektivlosigkeit rufen in vielen von ihnen das Gefühl der Ohnmacht und Verzweiflung hervor. Deshalb haben sie Angst vor dem Leben.

Die Existenzangst entspringt der allgemeinen Lebenserfahrung aller Menschen, die unter kapitalistischen Verhältnissen zu leben gezwungen sind.

Natürlich hat im Kapitalismus jeder Mensch seine „Perspektive". Sie ist untrennbar mit dem Kapitalismus selbst verbunden; deshalb liegt sie stets im düsteren Halbdunkel der kapitalistischen Wirtschaftskrisen und besteht aus schrankenloser Ausbeutung, Rechtsunsicherheit, fehlendem Unfallschutz, Arbeitslosigkeit, Altersnot und Gewissenszwang.

Aber das ist keine echte Perspektive, das sind nur verschiedene Formen und Stufen der Verelendung, auch wenn der einzelne vorübergehend mal „Glück" hat.

Um die Gesetzmäßigkeit dieser Massenverelendungsperspektive zu verhüllen, hob denn auch Bundeswirtschaftsminister Erhard das verlogene „Sprichwort" wieder aus der Mottenkiste, wonach jeder seines Glückes Schmied selbst sei. Die Frivolität heißt also: Ihr seid selbst schuld, wenn es euch schlecht geht! Und wie vielen geht es täglich schlechter! Das ist i h r e Perspektive.

Nur die Marxisten zeigen ihnen einen Ausweg.

Echte Perspektive ist, wenn das Dasein, die Existenz dauerhaft gesichert sind.

Nur die gesellschaftliche Perspektive bietet die Sicherheit, daß auch die Perspektive des einzelnen gesichert ist.

Perspektive ist, wenn das Morgen besser sein wird als das Heute! Das ist der Sozialismus.

Das ist die Perspektive aller Wähler, die am 16. November zur Wahl gehen.

Sie wählen die Männer und Frauen, die das große Werk, Westdeutschland auch im Pro-Kopf-Verbrauch an Konsumgütern zu überholen, sichern sollen, und wählen den Weg der aktiven Mitarbeit am sozialistischen Aufbau.

Dessen wird sich der Genoses Becker bewußt sein, wenn er wählt. Dabei wird seine Stimme ungeschrieben seine Wünsche mit enthalten: Ich möchte nach dem Dienst in der Armee studieren und Ingenieur werden; ich möchte eine schöne Wohnung haben, denn ich will heiraten; ich treibe gern Sport und will mir ein Motorrad kaufen ... und was der Dinge alle mehr sind.

Für ihn ist das alles selbstverständlich, er zweifelt keinen Augenblick, daß es so oder ähnlich sein wird.

Seine Perspektive liegt wie ein Buch vor ihm.

Blättere darin, Genosse Becker, schlage die Seiten 1961 oder 1966 auf und du wirst bestätigt finden, was du dir wünschst.

Aber den Begriff „Existenzangst" kennst du nicht.

„Plane mit, arbeite mit, regiere mit", so lautet die Losung zu den Volkswahlen. Das hat auch für unsere Armeeangehörigen volle Gültigkeit. Daran sind wir hauptsächlich dadurch beteiligt, indem wir unser Ausbildungsziel erreichen und die Voraussetzungen für den sicheren Schutz der friedlichen Arbeit schaffen.

Ob das alles nicht auch hilft, den jungen Brüdern und Schwestern in Westdeutschland den Weg zu weisen, was getan werden muß, um sich von Existenzangst zu befreien? Sicher ist das so. Es steht im gleichen Buch unserer Perspektive geschrieben.

Deshalb helft mit, die Wahl zur Entscheidung dafür zu machen, daß es so und nicht anders weitergehen soll!

Macht den Wahltag zum Ausgangspunkt für neue Leistungen in der politischen und militärischen Ausbildung!

Knüpft an die Erfolge, die ihr errungen habt, an, geht neue Verpflichtungen ein, noch sorgfältiger eure Technik zu pflegen, noch schneller eure militärischen Kenntnisse zu erweitern, noch disziplinierter euren Dienst zu verrichten! Eure eigene gute Perspektive erfordert das.

# Die DDR ist weder „heiß“ noch „kalt“ zu annektieren

Da haben sich also die Herren in Bonn ein neues Plänchen zurechtgelegt. Ein Plänchen, nach dem sie die DDR auf „kaltem“ Wege zu kassieren gedenken.

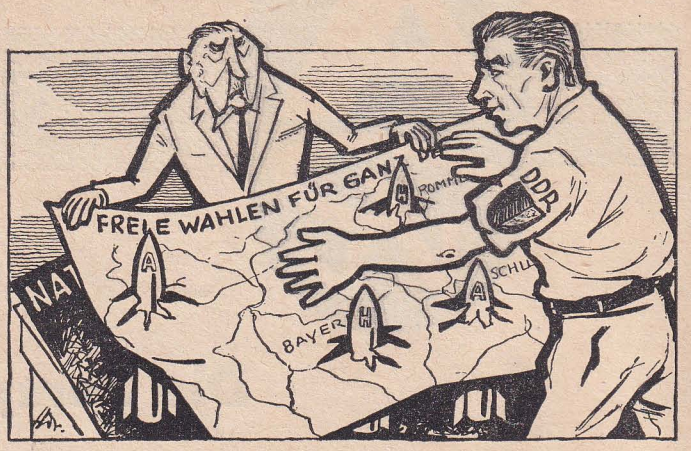
Am Anfang dieses Projekts stehen natürlich die sogenannten freien Wahlen. Gesamtdeutsche Wahlen unter Viermächteaufsicht, mit reichlichen Wahlspenden seitens der westdeutschen Monopole (die Amerikaner würden sich wahrscheinlich auch nicht lumpen lassen) für die Vorkämpfer der „westlichen Freiheit“. Wenn es gelingt, so spekuliert man in Bonn, auf Grund der zahlenmäßigen Mehrheit der Bevölkerung in Westdeutschland unter der militaristischen, klerikalen Diktatur eine Mehrheit bei den Wahlen zu erschwindeln, dann sollen die westdeutschen NATO-Truppen das Gebiet bis zur Oder besetzen, während die nach den Wahlen zusammentretende Nationalversammlung darüber „entscheidet“, welche ausländischen Streitkräfte aus Deutschland abziehen und welche bleiben.

Summa summarum würde das dann so aussehen: Die NATO stünde an der Oder (zunächst), die Sowjetarmee zöge sich hinter die Grenzen ihres Landes zurück, auf dem Gebiet unserer Republik würden die alten kapitalistischen Verhältnisse wiederhergestellt, Krise und Arbeitslosigkeit, Ausbeutung und politische Entrechtung des schaffenden Volkes hielten zusammen mit Schlotbaronen und Krautjunkern wieder Einzug — und die Kriegsgefahr wäre in Europa größer als je zuvor.

Es liegt auf der Hand, daß eine solche „Lösung“ nur den imperialistisch-militaristischen Kräften diente und ihre Raubgier nur noch vergrößerte anstatt ihren „Appetit“ zu stillen.

Vorsichtshalber hielt man in Bonn mit diesen Plänen noch hinter dem Berge. Wahrscheinlich wollte man warten, bis die psychologische Kriegführung gegen die DDR genügend „wirksam“ sei. Da haben die Herren allerdings Pech. Bei uns kommen sie mit so etwas nicht weit. Und die Entlarvung ihres „Geheimdokuments“ durch den Genossen Walter Ulbricht hat zweifellos eine andere Wirkung erzielt, als sie beabsichtigten. Sie dürfen zur Kenntnis nehmen, daß sich auch durch solche Roßtäuschermethoden das Rad der Geschichte in Deutschland nicht mehr zurückdrehen läßt.

Der Geheimplan zur „kalten“ Annexion der DDR ergänzt sehr sinnig die Bemühungen Bonns, unsere Republik auf militärischem Wege in das westdeutsche Staatsgebilde einzugliedern. Doch die Arbeiter und Bauern der DDR haben weder die Absicht, freiwillig auf die Ergebnisse ihres Fleißes zu verzichten, noch sind sie bereit, sich diese gewaltsam entreißen zu lassen. Sie habe sich bewaffnet und mit den Arbeitern und Bauern der anderen sozialistischen Länder einen festen brüderlichen Bund geschlossen. Deshalb ist die DDR weder „heiß“ noch „kalt“ zu annektieren.




*„Legen Sie Ihren Plan mit den ‚freien Wahlen‘ nur recht fest auf den Tisch, Herr Adenauer! Damit man sieht, was herauskommt!“*

Zeichnung: Hendrich

Es gibt nur einen realen Weg, der zur deutschen Wiedervereinigung führt. Das ist der Weg der friedlichen Verhandlungen, auf dem als erstes großes Ziel eine Konföderation zwischen beiden deutschen Staaten erreicht werden kann, und an dessen Ende ein den Frieden als höchstes Gut schätzendes und von den Völkern geachtetes demokratisches Deutschland auf uns wartet. Wir verstehen, daß auf diesem Wege ein schlechtes Vorankommen ist, solange einer Atomwaffen im NATO-Rucksack mit sich herumschleppt und eine Dollarbinde vor den Augen hat. Deshalb wird sich die westdeutsche Bevölkerung zunächst dieser Last und der Scheuklappen entledigen müssen. Was uns betrifft, so halten wir unsere Hände weiterhin ausgestreckt, um dem deutschen Bruder im Westen auf den richtigen Weg zu helfen.

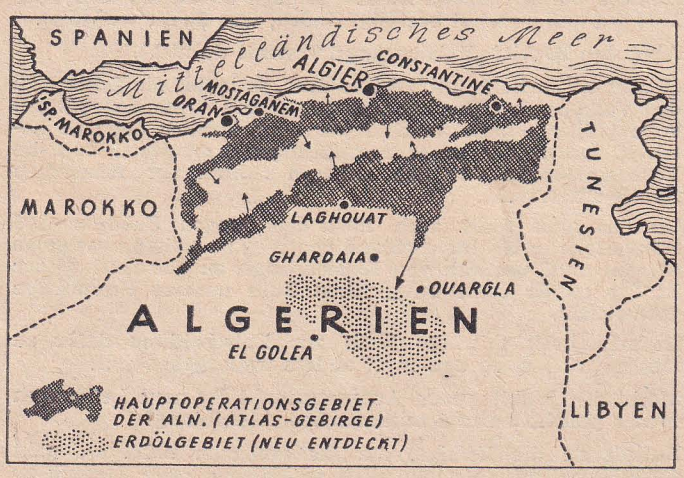
Und diese Hände sind nicht leer! In ihnen liegen solch wertvolle Vorschläge, wie die Bildung einer gesamtdeutschen Kommission zur Vorbereitung und den Abschluß eines Friedenvertrages oder wie Vereinbarungen über ein zusätzliches innerdeutsches Handelsabkommen, das Tausenden arbeitslosen oder verkürzt arbeitenden westdeutschen Bergleuten, Walzwerkern, Hüttenarbeitern usw. Arbeit und Brot sichern würde.

Es gilt nur zuzugreifen!

**B—t**

# Am Globus gedreht

## ALGERIEN




Zeichnung: Böhnke

Seit dem 19. September 1958 besteht eine von der FLN[1]) gebildete provisorische Regierung der Republik Algerien. Die unter Aufsicht der französischen Kolonial-Armee sowie mit den Mitteln des Terrors und der Wahlbeeinflussung durchgeführte „Volksabstimmung“ wird von ihr mit Recht nicht anerkannt.

Seit dem Sommer 1957 haben die Kämpfe in Algerien an Heftigkeit und Umfang zugenommen. Die Truppen der ALN[2]) tauchen überraschend in den verschiedensten Teilen des Landes auf. Das Hauptoperationsgebiet der ALN erstreckt sich entlang der Mittelmeerküste sowie der tunesischen und marokkanischen Grenze (siehe Karte). Selbst in der Hauptstadt Algier sind die Franzosen nicht vor überraschenden Aktionen algerischer Freiheitskämpfer sicher. Im Süden gehen die Operationen bis in die Randgebiete der Sahara (650 km südlich Algier), wo sich die reichen neuentdeckten Erdölvorkommen befinden. So blitzartig wie die Gruppen der ALN in Erscheinung treten, so plötzlich ziehen sie sich danach in das Atlasgebirge und die Berge des Aures zurück, die für die Kolonialtruppen nahezu unzugänglich sind. Zwar verfügen die französischen Söldner über weitaus größere technische Mittel als die Soldaten der ALN, die keine schweren Waffen besitzen. Dafür genießen jedoch die algerischen Freiheitskämpfer die Unterstützung der Bevölkerung und die Solidarität der arabischen Völker. Die provisorische algerische Regierung erstrebt eine friedliche Lösung der Algerienfrage. Doch will sie sich nicht von de Gaulle und die durch ihn eingeleitete, seit Mitte Oktober laufende Vernichtungsoffensive erpressen lassen. Sie fordert eine schnelle Beendigung des schmutzigen Kolonialkrieges in Algerien und ist zu Verhandlungen bereit. Damit dient sie zugleich dem französischen Volk, dem der Algerienkrieg ebenfalls Ströme von Blut und täglich etwa 3,7 Millionen DM kostet.

**H. Kriewitz**

[1]) FLN = Front de Libération Nationale — Algerische Nationale Befreiungsfront (politische Führung).
[2]) ALN = Armée de Libération Nationale — Algerische Nationale Befreiungsarmee (militärische Organisation).

## Parallelen

Dulles gehört zu den imperialistischen Politikern, die gelegentlich — ungewollt — ihre verbrecherische Konzeption verraten. Ende September ließ der USA-Außenminister wieder einmal die Katze aus dem Sack, als er vor amerikanischen Bankiers und Industriellen erklärte, die von Tschiang Kai-schek besetzten Inseln Quemoy und Matsu hätten für die USA dieselbe Bedeutung wie Westberlin.

Eine bemerkenswerte Parallele!

Die letzten Ereignisse im Fernen Osten bewiesen nämlich, daß Quemoy und Matsu im Rahmen der amerikanischen Aggressionsstrategie die Rolle von Kriegsherden spielen, in denen das Feuer ständig geschürt wird, um die Spannungen in diesem Raum aufrechtzuerhalten. Bei einem imperialistischen Überfall haben sie als Ausgangsbasen zu dienen. Westberlin fällt also die gleiche Aufgabe zu! Dulles bestätigt damit die Meinung, die unsere Partei in bezug auf Westberlin schon seit Jahren vertritt.

Von Quemoy und Matsu aus starten von amerikanischen Offizieren ausgebildete Agenten, um durch Spionage und Diversion die Verteidigungskraft der Volksrepublik China zu unterwühlen. Westberlin spielt gegen die DDR, Volkspolen, die CSR und die Sowjetunion noch in einem weit größeren Ausmaße die Rolle einer Leitstelle des kalten Krieges!

Organisationszentren zur Sabotage des friedlichen Handels, zur Untergrabung jeder Politik der Verständigung zu sein — auch hierin gleichen sich Quemoy, Matsu und Westberlin. Von Quemoy aus überfallen Tschiang-Kai-schek-Piraten Handelsschiffe, plündern sie aus und versenken sie. Von Westberlin aus schießen die Vertreter des Adenauer-Regimes täglich mit Hetze und Verleumdungen und Ballons gegen die Normalisierung der Berliner und innerdeutschen Beziehungen.

Tschiang-Kai-schek-Söldner bedrohen das Leben der Bevölkerung in den chinesischen Küstengebieten. Unter den Fittichen des Westberliner Senats üben Bürgerkriegstruppen und schießen Gangster auf Posten unserer Volkspolizei. Wie sehr gleichen sich diese Pulverfässer des amerikanischen Imperialismus.

## A/R Militärpolitisches

Wie sehr gleichen sich aber auch die Vasallen, die es Herrn Dulles gestatten, in den von ihnen zur Zeit beherrschten Territorien Pulverfässer und Zündschnüre anzulegen.

Anfang dieses Jahres weilte eine Bonner Delegation bezeichnenderweise unter der Leitung des Vorsitzenden des Bundestags-Militärausschusses auf Taiwan, um die „militärpolitische Zusammenarbeit zu festigen." Und ein General des südkoreanischen Komplizen Tschiang Kai-scheks dekorierte im September Nazi-General Heusinger mit einem Orden. Gleiche Brüder, gleiche Kappen, gleiche Orden!

Aber noch eine andere Parallele gibt es zwischen Westberlin, Quemoy und Matsu. Dulles gab in seiner eingangs erwähnten Proklamation selbst zu: Alle drei Aggressionsstützpunkte sind militärisch nicht zu halten. Die Entzündung dieser Pulverfässer zur Entfachung eines Weltbrandes würde in der Tat mit der totalen Niederlage der Brandstifter und ihrer Vasallen enden. Das begreift jeder, der die Veränderungen des Kräfteverhältnisses in der Welt auch nur ein klein wenig erkannt hat. Und noch etwas gilt für Westberlin ebenso wie für Quemoy und Matsu: Die Völker sind heute stark genug, die Explosion dieser Pulverfässer zu verhindern.

Unsere Anstrengungen zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft der Nationalen Volksarmee sind ein Beitrag zur Vereitelung der Explosion dieser Pulverfässer sowohl in Europa als auch in Asien. Auch hierin besteht ein fester Zusammenhang.

— gz —

## Glossiert kommentiert

### Wehrdienstverweigerer Strauß

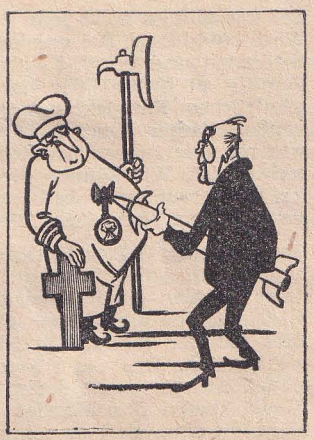
Wenn Franz Josef Strauß heute noch von sich behauptet: „Ich bin Pazifist!", dann erinnert uns das an das Fabelwort eines listigen Wolfes, der einer Schafherde weismachen wollte, daß er Heuschrecken und wilden Honig selbst der zartesten Hammelkeule vorzöge. Ja, wenn Strauß gesagt hätte: „Ich war einmal ein Pazifist!", dann dürften wir seiner nicht spotten. Denn 1945 trat er tatsächlich als bewährter Kanzleioberleutnant mit einer weißen Fahne der siegreichen Roten Armee gegenüber, und 1948 legte er sogar den feierlichen Schwur ab: „Meine beiden Hände sollen mir abfallen, wenn ich jemals wieder ein Gewehr anfasse!" Und diesen Schwur hat er auch gehalten. Bis auf den Tag, wo eine sogenannte „Förderungsgesellschaft" von hochherzigen Nitribittkunden beschloß, das magere Bankkonto des Wehrdienstverweigerers Strauß allmonatlich mit fünftausend D-Mark aufzustocken.

Vignetten: Arndt

Das war 1952. Aber der Zeitung, die sich der Indiskretion einer Veröffentlichung dieses Skandals schuldig gemacht hatte, sandte der verhinderte Pazifist alsbald eine Berichtigung, daß er „persönlich niemals" seine Hände hohl gemacht habe. Was man von abgefallenen Händen auch schwerlich erwarten kann. Außerdem, welche Bank verlangt schon von ihren Kontoinhabern, daß sie die eingehenden Gutschriften höchstpersönlich vollziehen und eigenhändig das Geld einsacken? So, als ob es keine Bar- und Verrechnungsschecks gäbe . . .

**Kaspar**

### Dekorationen



Wie entsetzlich Se. Exzellenz, der Kommandeur der päpstlichen Leibwache, darunter leidet, daß er seine Kaviarbrötchengeber nur mit mittelalterlichen Hellebarden verteidigen darf, das können nur jene Zeitgenossen ganz ermessen, die in der katholischen „Schweizerischen Rundschau" den Artikel von eben diesem Herrn, er heißt Robert Nünlist, gelesen haben und nun wie er davon überzeugt sind, daß der Kampf gegen den Atomtod „ein betrübliches Zeichen des Niedergangs aller sittlichen Kräfte des Abendlandes ist". Aber auf Regen folgt Sonnenschein und auf Leid wieder Freud: Robert Nünlist wurde dekoriert. Mit dem Großen Verdienstkreuz der Deutschen Bundesrepublik. Kurzsichtige werden das vielleicht als einen Affront gegen den Heiligen Vater betrachten, weil der kürzlich verblichene Pius XII. doch schon mehrmals eine Lippe gegen den Atombombenkrieg riskiert hat. Aber der Katholik Adenauer weiß natürlich ganz genau, wann ein Papstwort ernst zu nehmen oder nur von dekorativer Bedeutung ist.

**Melchior**

### Ein „denkwürdiges" Ereignis

Als der italienische Ministerpräsident Fanfani den am Lago di Como weilenden Urlauber Adenauer mit den Töchtern Ria und Lotte zum Tee in das Landhaus des Grafen Sola Cabiati lud, kam es (laut „Spiegel") zu einem „denkwürdigen Ereignis". Ria, bekannt durch ihre Vorliebe für dezente Parfüms, hatte ihren goldenen, mit Brillanten überladenen Duftzerstäuber auf einem verschwiegenen Örtchen liegengelassen. Papa Adenauer fand ihn und goß das penetrante Duftwasser spaßeshalber auf die Glatze seines Gastgebers Fanfani. „Nach diesem Erfahrungsaustausch" heißt es zum Schluß vielsagend, „fuhren die beiden Staatsmänner in entgegengesetzter Richtung davon."

Dies Späßchen mal genau bedacht —
bei Dulles hätt' er's nicht gemacht.

**Balthasar**

# Diese Wahl ist

**Von Theodor Schulze-Walden,** Kommentator beim Staatlichen Rundfunkkomitee

Wer die Wahl hat, hat die Qual — das ist eine alte sogenannte Volksweisheit. Aber wie viele solcher Volksweisheiten trifft sie nicht ganz und nicht überall ins Schwarze. Weder im Privatleben noch in der Politik. Jedermann hat z. B. in seiner Jugend theoretisch die Wahl, ob er ein tüchtiger, kluger, leistungsfähiger Mensch werden will oder ein Liederjahn, ein Drückeberger, der einen großen Bogen um die Arbeit macht. Das ist ein Fall, wo wahrhaftig die Wahl für keinen anständigen jungen Menschen „Qual" sein kann. Und das gleiche gilt auch im öffentlichen Leben der Gemeinschaft. Am 16. November finden in der Deutschen Demokratischen Republik Wahlen für die Volkskammer und die Bezirkstage statt. Die Abgeordneten der Nationalen Front, die vom Volke vor vier Jahren gewählt wurden, müssen nunmehr Rechenschaft ablegen. Sie können das auch mit gutem Gewissen. Sie haben den Frieden gehütet und verteidigt, sie haben die verschiedensten Vorschläge ausgearbeitet, um ganz Deutschland aus dem Schatten der Atombombe herauszuführen. Sie haben sich für einen Friedensvertrag mit Deutschland ausgesprochen und sie haben mit dem Gedanken einer deutschen Konföderation den Grundstein zur Wiedervereinigung Deutschlands auf friedlichem und demokratischem Wege gelegt.

Sie haben sich weiter als Baumeister eines neuen Staates erwiesen, wie es ihn noch nie in der deutschen Geschichte gab. Eines Staates, in dem die breite Masse des Volkes nicht Zuschauer oder Objekt der Politik ist, sondern selbst die Politik macht, selbst mitregiert. Millionen von Menschen haben in Wohngebieten und Betrieben durch millionenfache Vorschläge und millionenfache Mitarbeit diesen Staat errichten helfen.

Bei uns gibt es nicht jene Angst um den Arbeitsplatz wie in Westdeutschland. Bei uns kann jeder sein auskömmliches Brot verdienen und braucht keine Sorgen um die Zukunft seiner Familie zu haben. Wir haben heute ein höheres volkswirtschaftliches Entwicklungstempo in der DDR als irgendein kapitalistischer Staat in Europa. Die Männer, die Frauen, die wir vor vier Jahren wählten, haben also unser Vertrauen gerechtfertigt. Wir können die Kandidaten, die in der Nationalen Front zusammengeschlossenen Parteien, also guten Gewissens wählen. Nein, diese Wahl ist wahrhaftig keine Qual.

Dazu kommt, daß in Hunderttausenden von Wählerversammlungen sich jeder Kandidat selbst vorstellen muß, daß also jeder Wähler einen Eindruck bekommt von seiner Person, seinem Leben und seinem Charakter, daß jeder Wähler weiß: Dies hat der Mann, den ich wähle getan und jenes hat er nicht getan. Das ist wahre Demokratie. Diese Demokratie findet ihre Krönung darin, daß die Wähler jederzeit einem Abgeordneten das Mandat entziehen können, wenn sie der Meinung sind, daß er seine Pflicht nicht erfüllt. Der Abgeordnete verschwindet also nicht, wie in den kapitalistischen Staaten, nach der Wahl hinter irgendwelchen Wolken, wo er machen kann, was er will, sondern er steht in ununterbrochenem Kontakt mit denen, die ihn gewählt haben. Das gibt es in keinem kapitalistischen Staat, auch wenn er sich noch so laut „demokratisch" nennt.

Auch die Weimarer Republik nannte sich einst „demokratisch". Aber hier war die Wahl wirklich eine Qual. Ich erinnere mich noch, daß man damals dem Wähler bei der Abstimmung einen Zettel in die Hand drückte, auf dem alle an der Wahl teilnehmenden Parteien verzeichnet waren. Dieser Zettel wurde mit der Zeit immer länger. Zuletzt waren es 32 Parteien.

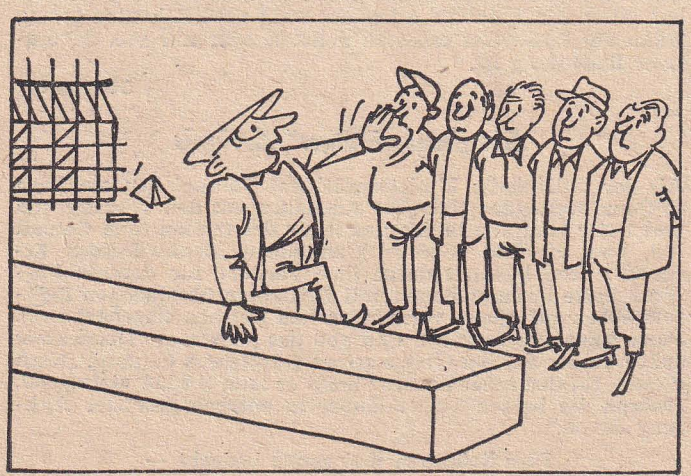
Unter ihnen war nur e i n e, die KPD, die wirklich ehrlich und kompromißlos die Sache des Volkes und des Friedens vertrat. Von den verbleibenden 31 Parteien waren 30 lediglich verschiedene Fabrikationen, die alle aus einer Werkstatt kamen: der Werkstatt der Hochfinanz, der Schwerindustrie und des Großgrundbesitzes. Die Kapitalisten konnten ihre politische „Ware" natürlich nicht offen als das deklarieren, was sie war, nämlich Ausbeutung und Krieg. Deshalb schufen sie für jede Schicht der Bevölkerung eine besondere „Verpackung" — aber in Wirklichkeit war es immer die gleiche „Ware".

Das ging von den Nazis auf der äußersten Rechten über die reinen Unternehmerparteien, die Deutschnationalen, die Deutsche Volkspartei, bis hin zu den Parteien, die reine Spezialinteressen vertraten, wie die Wirtschaftspartei, die angeblich Handwerkerinteressen im Auge hatte, und den zahllosen Parteien am Rande, wie z. B. der Partei zur Aufwertung der rotgestempelten Tausendmark-Scheine aus der Kaiserzeit, zu den Weißkäse-Aposteln eines Berliner Narren, bis hin zu der Partei der Demokratischen Schrebergärtner. Das ist kein Witz, das ist die reine Wahrheit.

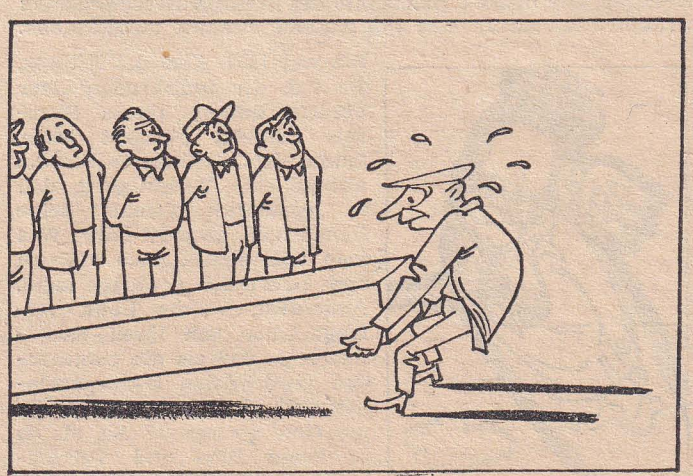
Der Wähler kratzte sich also am Kopf, wenn er diesen Wahlzettel sah, und fragte sich manchmal ganz verzweifelt: Ja, was soll ich nun wählen? Aber im Grunde genommen hatte er gar keine Wahl, trotz dieser 30 „verschiedenen" Parteien. Denn alle Stimmen flossen sozusagen wieder in e i n e Kasse, in die politische Kasse der Schwerindustrie und der Hochfinanz. Und jede Stimme, die für die obengenannten kleineren grotesken Randparteien abgegeben wurde, ging von den Stimmen ab, die sonst vielleicht die KPD bekommen hätte. Und das entsprach ebenfalls den Zielen des Großkapitals.

Viele wählten damals die SPD. Aber damit war nicht viel gewonnen. Denn die SPD-Führung schwankte genauso hin und her wie heute in Westdeutschland, schloß immer wieder Bündnisse mit der Reaktion und tat damit genau das Gegenteil von dem, was ihre Wähler wollten. Im Wahlkampf fand sie oft scharfe und harte Worte gegen die Reaktion und gegen den Kapitalismus. Aber kaum waren die Wahlen vorbei, erklärte sie, die SPD müßte der Arzt am Krankenbett des Kapitalismus sein, wie das berüchtigte Wort hieß, und die Geschichte lehrt ja auch, daß sie diesen im ersten Weltkrieg schwer angeschlagenen Kapitalismus wieder groß und kräftig gepflegt hat bis zu dem Tage, an dem der Patient aufstand, ihr einen Tritt in einen gewissen Körperteil versetzte und die Faschisten an die Regierung berief.

So sahen damals „freie" Wahlen in der „demokratischen" Weimarer Republik aus. Und so sehen sie heute noch überall im kapitalistischen Westen aus.



*„Alle zusammen? Nee — Opposition muß sein!"*



*„Hau ..."*

Zeichnungen: Arndt

# frei von Qual

Es kommt dabei natürlich nicht auf die Zahl der Parteien an. Die Taktik der Reaktion wechselt ja nach den Zeitumständen. In Westdeutschland stützt sie sich heute in der Hauptsache auf die CDU, aber für den Fall, daß diese Partei einmal nicht mehr die Mehrheit bekommt, hält sie noch eine Reihe anderer Parteien in der Reserve: die FDP, die Deutsche Partei, den BHE und wie sie sonst noch alle heißen. Ganz gleich, welche Partei der westdeutsche Wähler sich aussucht, er wählt immer den Kapitalismus. Und wenn er SPD wählt, so hat die Reaktion dafür gesorgt, daß die rechte SPD-Führung ihr immer hübsch aus der Hand frißt. Die KPD aber ist verboten — der Wähler kann sich also den Kopf zerbrechen und sich quälen, soviel er will, er wird immer einen Kandidaten wählen müssen, der entweder ein direkter Vertreter der großen Konzerne ist, oder wie im Falle der SPD, ein Mitläufer dieser Konzerne. Und das nennt sich dann „Freiheit" und „Demokratie".

Oder noch ein anderes Beispiel: Wir haben Ende September die große „Volksabstimmung" in Frankreich für oder gegen de Gaulle erlebt. Der reaktionäre General, der weiter nichts ist, als ein Repräsentant von Hochfinanz und Schwerindustrie, hat sogar in Algerien riesige Stimmenzahlen bekommen. Wie war das möglich? In Algerien wurden die Wähler, die zum großen Teil nicht lesen und schreiben konnten, obwohl sie sich seit 125 Jahren der „Segnungen" der französischen Kolonialherrschaft erfreuen u. a., wie Vieh zusammengetrieben und auf Armeelastwagen zur Wahlurne gefahren. Dort drückte man ihnen einen weißen Zettel in die Hand, der ein Ja für de Gaulle bedeutete, und einen violetten, der ein Nein aussprach.

Da aber in diesen unterentwickelten Gebieten nach abergläubischen Vorstellungen violett als ausgesprochene Unglücksfarbe gilt, hütete sich fast jeder, einen violetten Schein auch nur anzufassen — und stimmte damit automatisch für de Gaulle. In Frankreich selbst griff man natürlich zu raffinierteren Betrugsmanövern.

So sehen die „freien" Wahlen aus, die man uns immer wieder für Deutschland empfiehlt. Sie haben mit Demokratie nicht das geringste zu tun. Etwas beklommen schrieb ein westdeutsches Blatt: „Was wollen die Westmächte eigentlich sagen, wenn sie der Sowjetunion wieder einmal freie Wahlen in Deutschland vorschlagen und Chruschtschow ihnen antwortet: ‚Freie Wahlen? Also wie in Algerien, wie in Frankreich am 28. September?'"

---

## Und in Bonn?

## „Geschäft ist Geschäft!"

### An unsere verehrte Kundschaft

**Von Karlludwig Opitz**

Wir möchten uns heute höflichst erlauben und auf das eindringlichste darauf hinweisen, daß wir wieder einmal einem der markantesten Punkte unserer traditionsreichen Geschichte näherkommen, nämlich der Entscheidung über Rettung oder Untergang unseres christlichen Abendlandes, das zu entscheiden ganz davon abhängt, daß wir als vernünftige und ehrbare Bundesrepublikaner unseren hochzuverehrenden bisherigen Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer, geboren 1876 in Köln, wiederwählen müssen; tun wir das nicht, könnte es gar leicht zu einer überhasteten Wiedervereinigung Deutschlands kommen, müßten wir vielleicht auf Atomwaffen verzichten, würde Berlin wieder Regierungshauptstadt werden, gäbe es bei weitem nicht mehr so viele deutsche Millionäre, dürfte man, dieser Verdacht liegt nahe, in den Kirchen nicht mehr politische Predigten halten, gäbe es keine Wehrpflicht, würden viele verdiente Herren aus der Hochfinanz ihre Stellungen verlieren, müßten eventuell bewährte Institutionen, wie der Rundfunksender „Freies Europa", wie die „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit", dazu diverse Soldatenbünde, ihre aufklärende und erzieherische Tätigkeit einstellen, ein jeder Bürger könnte, wie er gerade wollte und ohne Kontrolle, nach Zwickau oder Leipzig fahren, Sachsen, Thüringer

und andere fremdartige Völker würden uns gegenüber gleichberechtigt werden, unsere Fabriken müßten ihre Erzeugnisse auch an östliche Länder verkaufen, ja, es könnte passieren, daß Deutsche nicht aufeinander schießen dürfen; Braunkohle, Benzin, synthetischer Gummi und Kunststoffe könnten sich enorm verbilligen, ebenso ist nicht zu übersehen, daß bisher völlig unbekannte Leute unser Bier mittränken, wie auch die Gefahr zu bedenken ist, daß wir bei einer überhasteten Wiedervereinigung Deutschlands völlig machtlos der Sowjetunion ausgeliefert wären, die mit uns Handelsverträge abschließen könnte, was nur auf mehr Arbeit hinausginge, außerdem müßten bei uns Kommunisten geduldet werden, von denen ein jeder weiß, daß sie uns unsere Sachen wegnehmen wollen — so also sind die düsteren Aussichten gar mannigfaltig und überhaupt nicht aufzuzählen, wir möchten deshab behaupten: Es ist unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, unseren hochzuverehrenden bisherigen Herrn Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer wiederzuwählen, und damit nicht nur unsere politische Klugheit unter Beweis zu stellen, sondern unseren hochzuverehrenden bisherigen Herrn Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer so auch unsere innige Dankbarkeit zu zeigen für alles, was er so Schönes geschaffen hat.

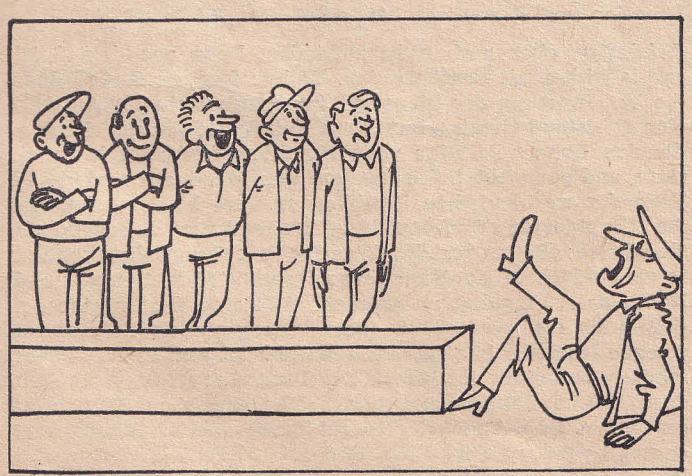
Mit bundesdeutschem Gruße!

SCHAUFLER & KREUZ, BONN

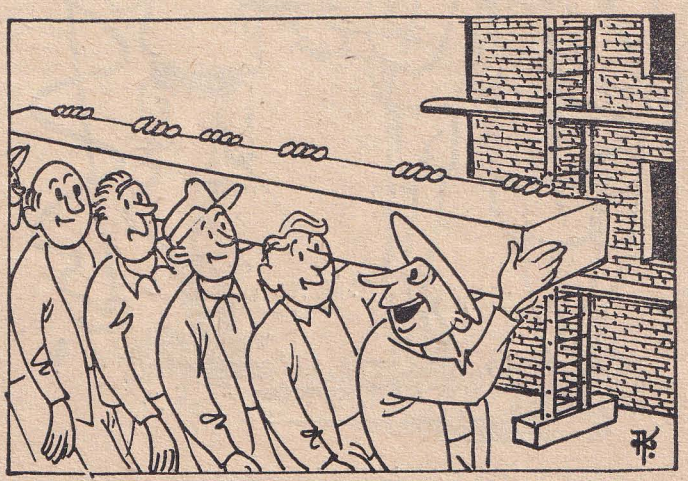
Vereinigte Beerdigungsinstitute mbH.

(Spezialität: Überführung von Gefallenen in die Heimat in Leihsärgen. Kulante Preise!)

(Gekürzt aus „Eulenspiegel")



*„Au!"*



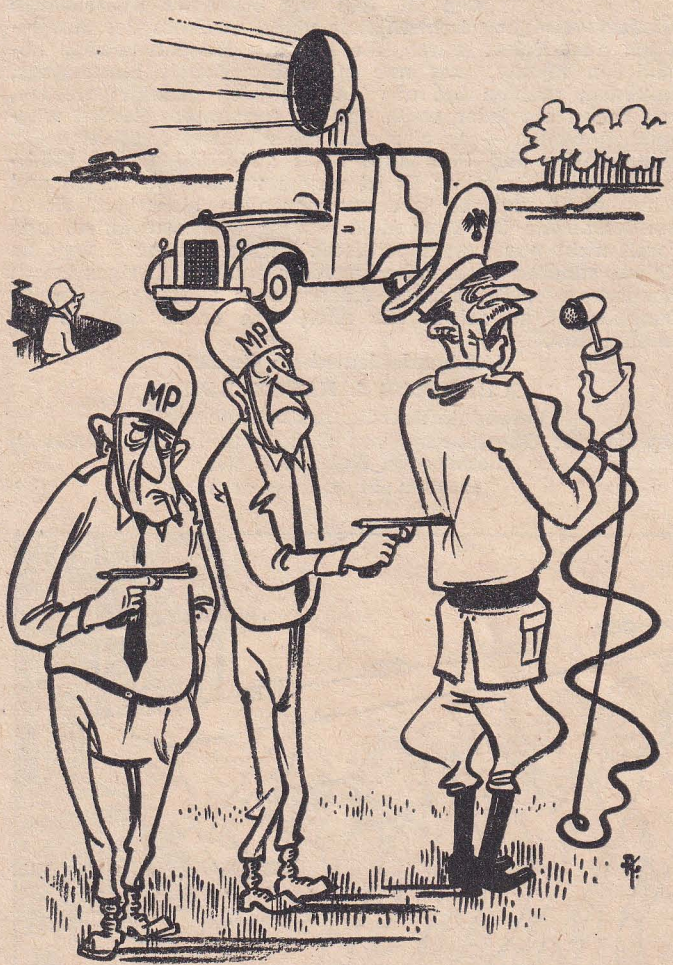
*„Jetzt wird mir das klar mit der Einheitsliste"*

# 80 000 Söldner, die zogen in's Manöver

**Von Diplom-Historiker Dietrich Zboralski**

Blau ist die Manöverfarbe der Bundeswehr, blau wie das Blut der altpreußischen Junker, denen sie ebenso wie den Monopolherren dient. Der Gegner, das sind die „Roten". Nicht zufällig! Sagte doch schon Bundeskriegsminister Strauß, er kenne nur noch einen Fall, den Fall „Rot". „Der Feind", so wird die „Frankfurter Rundschau" noch etwas konkreter, „das sind bei dieser Manöverannahme die ‚Roten'. Heute noch die Kameraden der Übenden, morgen vielleicht schon die feldgrauen Soldaten der Nationalen Volksarmee."

Mit Recht schätzte deshalb die Düsseldorfer „Wochenzeitung" die westdeutschen Manöver als „die perfekte Szenerie des Bruderkrieges" ein. Nach dem Willen der Bonner Kriegstreiber sollten sie die eindeutige ideologische Ausrichtung der Bundeswehrmacht gegen den Osten demonstrieren. Um die „Realistik" zu wahren und gleichzeitig die Bundeslandser gegen kommunistische Propaganda „abzuhärten", wurden erstmalig beim „Gegner" psychologische Mittel eingesetzt: „kommunistische" Flugblätter und Lautsprecherwagen. Freilich verrieten die geschriebenen und gesprochenen Texte nur allzuleicht ihre Urheber. Von Nichtmarxisten betriebene „kommunistische Propaganda" wird immer nur Stümperei sein. Doch das war für die Manöverleitung ja gar nicht wichtig — schließlich sollten sich die Soldaten ja nicht mit der Wahrheit auseinandersetzen (dann würde die Armee vielleicht auseinanderfallen, bevor sie zum Einsatz käme). Die Aufgabe der „psychologischen Kriegführung" ist es vielmehr, die Bundeswehrsoldaten für ihre Aufgaben, den Bruderkrieg zu führen, zur Aggression gegen die sozialistischen Staaten zu schreiten, zu zerstören und zu vernichten, reif zu machen, sie abzustumpfen. Der Generalinspekteur der Bonner Wehrmacht, General Heusinger, umriß in der „Deutschen Woche" die Aufgabe der Bundeswehr dahingehend, daß man den Kommunismus niemals ändern, „sondern immer nur zerstören kann ..." Und Konrad Adenauer, Ritter des „Deutschen Ordens", erklärte den Manövergästen: „Die neue Wehrmacht soll eine anständige Wehrmacht werden." Der „Anstand" der Wehrmacht ist aus ihren Feldzügen im zweiten Weltkrieg hinreichend bekannt. Damit wir jedoch jeden Irrtum ausschließen, erinnern wir an einen Armeebefehl des Nazifeldmarschalls v. Manstein vom 20. November 1941. Hierin befahl Manstein, den Kampf gegen die sowjetische Armee nicht nach „europäischen Kriegsregeln" zu führen, da man das „bolschewistische System" ein für allemal ausrotten müsse. Der Christ-Demokrat und Bundeskanzler Konrad Adenauer ist um die „Anständigkeit" der neuen Wehrmacht so besorgt, daß er den Kriegsverbrecher Herrn von Manstein zum militärischen Berater des Kriegsministeriums gemacht hat. Damit diese Anständigkeit komplett wird und die nach Millionen zählenden Bewohner der sozialistischen Staaten nach der Ansicht „guter Christen" vom „allmählichen Seelentod" befreit werden und besser gen Himmel fahren können, wurden die jetzigen Manöver als Atomkriegsübungen durchgeführt. Für den Atomkrieg benötigen die Bonner Generalstäbler jedoch nicht nur ideologisch präparierte Soldaten, sondern auch Soldaten, die in den von A-Waffen zerstörten Landstrichen unter primitiven Verhältnissen leben und kämpfen können. Weshalb Strauß im Zusammenhang mit den Atommanövern auch prompt „Steinzeitsoldaten" forderte („Frankfurter Allgemeine Zeitung" vom 12. September 1958).



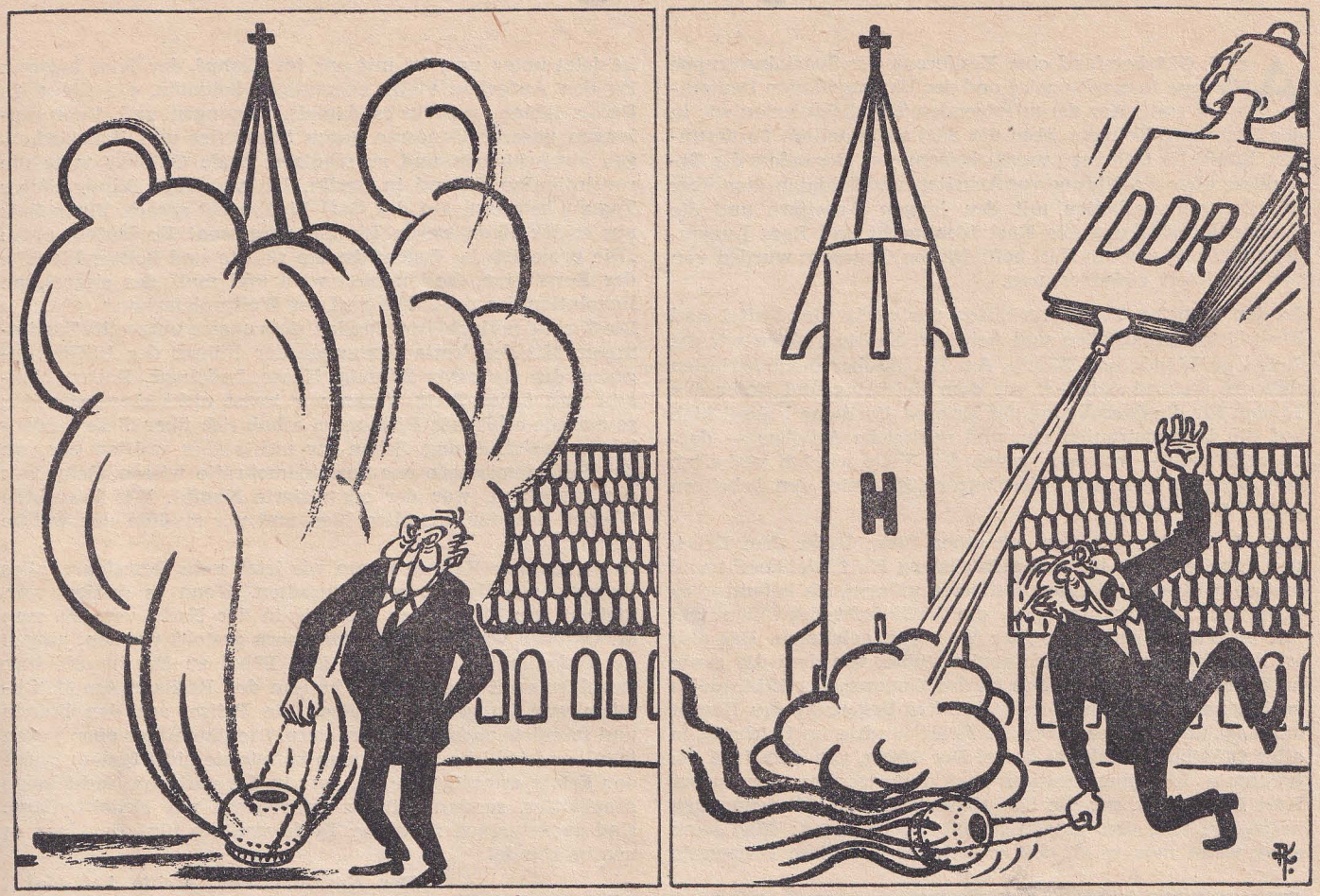

*„So glaubt mir doch endlich! Die kommunistische Propaganda gehört zum Manöverplan."* Zeichnungen: Arndt

Um die Manöver möglichst wirklichkeitsgetreu ablaufen zu lassen, wurde zur „Beruhigung" des Hinterlandes die Bereitschaftspolizei eingesetzt. Unter Führung des Chefs der Bereitschaftspolizei Bayerns wurden im Gebiet von Schrobenhausen, Unterwittelsbach und Kühlbach Gehölze umstellt, Chausseen gesperrt, Dörfer abgeriegelt und durchkämmt. Unter Bruch der Verfassung wurden Zivilpersonen mit Handfeuerwaffen bedroht, angehalten und durchsucht. Alles war so echt, daß der FDP-Landtagsabgeordnete Schemm einen anwesenden Staatssekretär fragte: „Dürfen denn die Polizisten das?" („Süddeutsche Zeitung" München, vom 22. September 1958.) Ja, sie durften es, und der Vollständigkeit halber sei hier erwähnt, ihr Chef, Remold, war als Regimentskommandeur unter Hitler ein erfahrener „Bandenbekämpfungs-Spezialist". Offensichtlich wollten die Bonner Militaristen durch diese Maßnahmen alle Gegner des Adenauer-Regimes und des Bonner Atomkriegskurses schrecken.

Alles in allem, die Manöver waren kein bloßes militärisches Spiel, sondern die unverhüllte Vorbereitung der neuen Wehrmacht auf ihre Aufgaben im Rahmen der aggressiven NATO-Politik. Deshalb verließen die Atomkrieger Adenauer, Strauß, Laegeler und Komplizen befriedigt das „Schlachtfeld".

Befriedigt, aber noch nicht zufrieden. Denn aus dem Spiel soll ja schließlich Ernst werden. Und so forderte Strauß flugs die Verlängerung der Dienstzeit für Bundeswehrsoldaten und eine „Notstand-Gesetzgebung" mit Standgerichten und Galgen, die den Bonner Militärs volle Handlungsfreiheit geben soll. Ganz und gar nicht befriedigt von den Manövern sind große Teile der westdeutschen Bevölkerung. Ihre Meinung brachte die Düsseldorfer „Wochenzeitung" treffend zum Ausdruck, als sie schrieb: „Selten hat das deutsche Volk Gelegenheit gehabt, in verwerflichere Manifestationen des politischen Denkens und Handelns ... Einblick zu nehmen." Wir sind der Auffassung, daß es für die westdeutsche Bevölkerung höchste Zeit ist, im eigenen Interesse künftig derlei Manifestationen unmöglich zu machen, und eine vernünftige Regelung aller strittigen Fragen durch Verhandlungen zwischen beiden deutschen Staaten zu erzwingen. Den Atomkriegern rufen wir aber in Erinnerung, daß es heute auf deutschem Boden bewaffnete Arbeiter und Bauern gibt, die im Bündnis mit den Armeen der anderen sozialistischen Länder unbesiegbar sind.

**Walter Ulbricht auf dem III. Kongreß der Nationalen Front: „Durch unsere Friedenspolitik wurde verhindert, daß die Bonner Militaristen ihre Atomrüstung hinter einer Nebelwand durchführen können."**




*„Seht doch, wie fromm!"*

*„ — — — !!"*

## Bundeswehr-Manöver-Splitter

Ein Beispiel rührender Besorgnis des Westzonenstaates um das Wohlergehen seiner Soldaten rückte in den Manövertagen das „Westdeutsche Tageblatt" ins Licht der Öffentlichkeit. Die Zeitung verkündete, daß die Bundeswehrsoldaten künftig eine dreiviertellange Feldjacke mit Kapuze erhalten sollen. „Die Kapuze kann über den Stahlhelm gezogen werden, so daß den Soldaten in Zukunft das lästige Hineinregnen in den Nacken nicht mehr ärgern wird."

Es nützt ein solcher Nackenschutz
bei Regen, Schnee und Grabenschmutz.
Doch schützt er nicht (beim Ostlandreiten)
vor ernst'ren Unannehmlichkeiten!

*

Daß die Amerikaner sich bei kriegerischen Aktionen schon mehrmals kalte Füße geholt haben, ist bekannt (siehe Korea). Deshalb scheinen sie jetzt ab und an empfindlich gegenüber unfreundlicher Witterung zu sein.

So auch zwischen Hirschau und Schnaittenbach, wo laut Manöverplan Fallschirmjäger der 7. US-Armee abgesetzt werden sollten. Die „Nürnberger Nachrichten" vom 12. September 1958 berichteten dazu: „Als eine Schlechtwetterfront aufzog, schien das Unternehmen in Frage gestellt. Vorsorglich waren ‚Pappkameraden' bereitgehalten worden, um sie notfalls in die Luft zu schießen und dadurch die Landung der Fallschirmjäger anzudeuten."

Welch einfache Lösung!

Ob man den amerikanischen Besatzern nicht überhaupt empfehlen sollte, bei der durch sie hervorgerufenen Schlechtwetterlage in Deutschland ihre Anwesenheit in der Westzone nur durch „Pappkameraden" anzudeuten?

*

Wie die „Süddeutsche Zeitung" ihren Lesern meldete, führten zwei amerikanische Düsenbomber nach offizieller Beendigung der Manöver noch einen kleinen Privatkrieg. Mit dröhnenden Nachbrennern flogen sie Tiefangriff um Tiefangriff, um „einen Zug abgekämpfter Bundeswehr ... immer wieder in Deckung zu jagen. Unter den Soldaten, für die auf so unfreiwillige Weise der Krieg verlängert wurde, befand sich auch ein Zivilist in Windjacke, Keilhose und Bergstiefeln. Es handelte sich um Bundesverteidigungsminister Strauß ..."

Da hat die Angst ihn übermannt
vorm „Heldentod fürs Vaterland".
In sein Notizbuch tät er schreiben:
„Im Ernstfall lieber hinten bleiben!"

*

Zur Würdigung des Manöver-„Höhepunktes" schrieb Adelbert Weinstein in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung": „Doch nicht das militärische Geschehen scheint uns ..., das wichtigste Ereignis der Manövertage, sondern ein politisches Ereignis: der Besuch des Bundespräsidenten beim Rheinübergang der 2. Division." „Vor allen anderen", ergänzte die „Frankfurter Rundschau", „überquert Landesvater Heuß als erster den Rhein."

Wahrlich ein historischer Moment! Der bundesdeutsche Spießer sieht vor seinem weingeistigen Auge „den greisen Staatsmann", wie weiland Blücher in der Neujahrsnacht 1814 bei Caub, jeder Zoll ein Feldherr, über die Brücke schreiten. Und indem Bundesbüttenredner Heuß über die Pontonbrücke trottelte, nuschelte er mit bieder-einfältigem Gesicht „seinen" Soldaten zu: „Na, dann siegt mal schön."

*

„Das Kriegsspiel endete natürlich mit einem Sieg der NATO-blauen Verteidiger." („Süddeutsche Zeitung")

Natürlich wurde nur verteidigt.

Natürlich wurde gesiegt.

Natürlich, natürlich ...

**Natürlich ist das nur bei ihren Manövern so natürlich!**

Bert

# Nieder mit der Regierung – Hoch Liebknecht!

Am 7. Oktober fand eine Konferenz der Spartakusgruppe (Gruppe Internationale) und der Linksradikalen Deutschlands statt. Am darauffolgenden Tag diskutierten wir in der Wohnung Kelmers über die dort aufgestellten Forderungen. Fünfzehn Genossen waren beisammen. Besonders die Beschlüsse über die Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten, über das Zusammenarbeiten mit den jungen Arbeitern und die Solidaritätserklärung für Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg und alle noch in Haft befindlichen Genossen wurden von uns begeistert aufgenommen.

In den nächsten Tagen verteilten wir eifrig Handzettel und Flugblätter an Soldaten und Arbeiter. Nachts klebten wir die Zettel an Wände und Zäune. Am 16. Oktober demonstrierten mehrere tausend Arbeiter vor dem Reichstag und Unter den Linden für die Beendigung des Krieges. Berittene Polizei hieb auf die Demonstranten ein, und zahlreiche Arbeiter — darunter Frauen — wurden verwundet. Viele wurden verhaftet. Die Erregung über den Polizeiterror stieg unter den Arbeitern immer mehr an.

Am 23. Oktober ernteten wir einen Sieg: Unter dem Druck der Arbeiterschaft hatte die Regierung Karl Liebknecht und andere politische Häftlinge freilassen müssen. Ich befand mich unter den vielen Tausenden, die Liebknecht begrüßten und ihn im Triumphzug zu seiner Wohnung geleiteten. Das also ist der Mann, von dem ich soviel wußte, von dem die ganze arbeitende Welt sprach! Das ist der Genosse, der 1914, gleich zu Beginn des Krieges, der kaiserlichen Regierung den Kampf angesagt und im Dezember die Kriegskredite im Reichstag in aller Offenheit abgelehnt hatte! Der Mann, von dem 1916 die berühmte Maidemonstration angeführt worden war, unser Karl Liebknecht, der die Zuchthausstrafe auf sich genommen hatte, um uns, den jungen Arbeitern, zu sagen: Man kann alles, wenn man weiß, daß es rechtens ist! Diese Feuerseele ist jetzt unter uns, ist mit uns im Kampf, der jetzt beginnt. Zu den Aufgaben vieler ehemaliger Soldaten, die illegal in Berlin lebten, gehörte es damals, Tagungen und Versammlungen unserer Genossen gegen Schnüffler und Polizeischergen abzuschirmen und zu schützen. Ende Oktober tagte die revolutionäre Jugend in Berlin. Ich war zum Schutz dieser Tagung beordert, auf der Karl Liebknecht sprach. Einen Satz aus seiner Rede werde ich nie vergessen! Er lautete etwa: „Die proletarische Jugend ist die reinste und hellste Flamme der Revolution, die kommen wird und muß, der siegreichen Revolution des deutschen und des Weltproletariats."

Die Spartakusflugblätter fanden stets unsere ungeteilte Zustimmung. Mit den Verlautbarungen der Führer der USPD hingegen, der Genossen Däumig, Haase, Ledebour, Robert Wengels und Luise Zietz waren wir meist nicht einverstanden; so manche erbitterte Diskussion erhob sich über diese lendenlahme Parteiführung. Schon gar nichts aber wollten wir von den Scheidemännern der Sozialdemokratie wissen. Denn was wir brauchten, war der organisierte Kampf. Wir brauchten Waffen, das war uns allen klar, und wir mußten uns welche verschaffen.

In der Gruppe Kelmer waren wir jetzt sechs Deserteure, alles trotzige, zu allem bereite Burschen. Wenn es dunkel war, klebten wir Flugblätter. Als wir in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober von zwei Schutzmännern gestellt wurden, gingen die Pickelhauben zu Boden, ihre Säbel zu Bruch, und ihre Revolver samt Munition wechselten den Besitzer. Am 31. Oktober war im ganzen Stadtteil die Polizei auf den Beinen und fahndete nach den Attentätern. Die Attentäter aber waren tagsüber friedliche Bürger, man konnte sie nicht fassen. Durch den Erfolg ermutigt, klebten wir in der nächsten Nacht keine Flugblätter, sondern gingen konsequent auf Polizistenfang. Und so gelangten in dieser Nacht weitere fünf Revolver in unsere Hände!

Foto: Museum für deutsche Geschichte, Berlin

Der Novemberwind wehte kalt durch die Straßen. Das schlecht ernährte und gekleidete Volk Berlins fror in den Regenschauern. Aber es war unsere Zeit: Nacht für Nacht waren wir unterwegs. Bis zum 5. November ballerte die Polizei nachts nach allen Schatten. Besonders an und in der Hasenheide war es nicht recht geheuer. Neun Polizisten wurden dort ihre Waffe los. Wir waren der Polizeischreck von Neukölln. Revolver samt Koppel konnten wir gut gebrauchen. Unsere Kampftruppe zählte sechzehn Mann. Zwei Gewehre mit achtzig Schuß Munition und neunzehn Armeerevolver mit je zehn Schuß konnten wir unser eigen nennen. Das war sehr wenig. Die Gewehre fielen durch Los auf einen jungen, ausgerissenen Gardepionier und mich. Ich besaß außerdem noch meine eigene Pistole.

In Neukölln lernte ich auch einen Sergeanten mit Namen Herzog kennen. Dieser Genosse war in den Arbeiter- und Soldatenrat Neuköllns und in die Leitung gewählt worden. Er galt damals als unser Lehrmeister. Er war ein kraftvoller, zu allem entschlossener Mann, durch den ich unseren Arbeiterbezirk besonders gut kennenlernte. Wo er später war, konnte ich nie in Erfahrung bringen.

Die Tage wurden uns zu kurz, um alle Aufgaben zu erfüllen, die uns von den Ereignissen gestellt wurden. Man hätte hundert Füße und hundert Hände haben müssen! Wir waren in ganz Berlin unterwegs, in den Arbeiterbezirken Wedding, Reinickendorf, Lichtenberg

**Obwohl die Novemberrevolution eine Niederlage erlitt und ihre historischen Aufgaben nicht erfüllen konnte, vermittelt sie der Arbeiterklasse wichtige Erfahrungen und Lehren für den weiteren Kampf um Frieden, Demokratie und Sozialismus in Deutschland . . .**

**Unsere Deutsche Demokratische Republik weist den Weg, wie in ganz Deutschland die Lehren der Novemberrevolution verwirklicht werden können.**

**(Aus den Thesen des ZK der SED zum 40. Jahrestag der Novemberrevolution)**

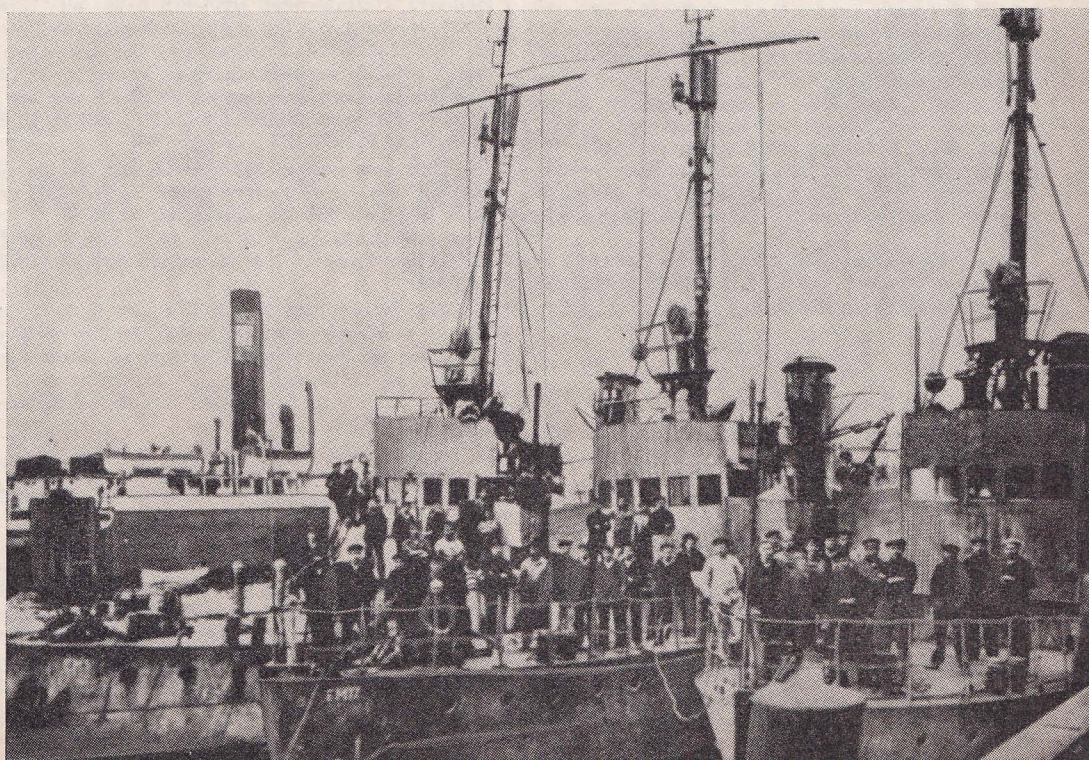


Bild oben: Revolutionäre Soldaten und Matrosen bringen im Berliner Schloß ein Maschinengewehr in Stellung.

Bild Mitte: Heftige Kämpfe tobten im Januar 1919 im Berliner „Zeitungsviertel". Entschlossen verteidigten Arbeiter und Soldaten die Revolution.

Bild unten: Deutsche Kriegsschiffe unter roter Flagge im Hamburger Hafen.

Fotos: Museum für deutsche Geschichte, Berlin

Nr. 39 — Jahrgang 1918 Dienstag, 24. Dezember 1918 Preis 10 Pf

# Die Rote Fahne

## Zentralorgan des Spartakusbundes

Redaktion: Berlin SW 48, Wilhelmstr. 114 a. Fernspr.: Amt Kurfürst 3334 u. 3335. Expedition: Berlin SW 68, Friedrichstraße 217 a. Fernspr.: Amt Lützow 5736. Nacht-Auslieferung: Möckernstr. 144, Erdgeschoß (am Anhalter Bahnhof).

Schriftleitung: Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg

Abonnementspreis für Inland monatlich 1.50 M. Ausland monatlich 3.00 M. Anzeigenpreis: die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 75 P. Kleine Anzeigen: Ueberschriftswort 30 Pf., jedes weitere Wort

# Neue Gewaltstreiche der Wels und Ebert.

**Aushungerung der Volksmarinedivision. — Salven der Suppe-Garde. — Schüs[illegible]us Kommandantur. — Zwei Tote. — Verhaftung des Wels. — Wels vor seine [illegible]rt. Verhaftung Eberts. — 21 Regimenter solidarisch mit der Volksmarine. — [illegible]po Vermittlung ab. — Potsdamer schwere Artillerie eingerückt. — [illegible]kapituliert ohne Waffen abgezogen. — Ebert [illegible]iert.**

## Ein neuer Gewaltstreich des Wels und die Antwort der Marinedivision.

Nach langen Machinationen gegen die Volksmarinedivision, die alle darauf abzielten, sie auf 600 Mann zu reduzieren, im gegenrevolutionären Sinne auszusieben und die übrigen einfach auf die Straße zu setzen oder abzuschieben, hielt gestern Wels die Zeit zu einem Gewaltstreich gegen die ihm unbequeme Truppe gekommen.

Es sollte heute Löhnung sein. Das Finanzministerium — in Wels' Auftrag natürlich — stellte nun der Mannschaft das unverschämte Ultimatum: entweder sie räumen bis 12 Uhr mittags das Schloß, willigen in die Reduktion und Abschiebung ein, oder **sie bekommen ihre Löhnung nicht!**

Dieser Gewaltakt erregte unter den Matrosen, die durch den Wels seit Tagen bis aufs Blut gereizt worden sind, die größte Erbitterung. Gegen 5/6 zogen sie durch die Linden geschlossen zur Kommandantur, der Behausung des Wels. Aus der Universität wurde von der **Suppe-Garde** aktive Unteroffiziere auf sie gefeuert. Vier Maschinengewehre sind dort festgestellt. Vereinzelte Schüsse kamen aus der Kommandantur. Zwei Matrosen fielen als Opfer, darunter einer Namens Zwickert, Vater von acht Kindern. Das Geschoß, das ihn traf, ist ein mantelloses Bleigeschoß großen Kalibers. Gegen 7 wurde die Kommandantur von den Matrosen genommen. Die Besatzung leistete nicht nur nicht Widerstand, sondern erklärte sich solidarisch mit den Matrosen. **Wels** mit seinen zwei Adjutanten wurde festgenommen und in den Marstall abgeführt.

Der Groß-Berliner Soldatenrat machte seinerseits den Matrosen den Vorschlag, den Wels in Schutzhaft zu nehmen. Das wurde bisher abgelehnt.

*Erste Seite der „Roten Fahne" vom 24. Dezember 1918 mit dem Brief Wilhelm Piecks an den Parteivorstand der USPD. Das Zentralsekretariat des Spartakusbundes fordert darin den Parteivorstand der USPD auf, einen Parteitag einzuberufen, um die Mitschuldigen des Verrats an der Revolution aus den Reihen der rechten USPD-Führer zur Verantwortung zu ziehen.*

Ebert wurde im Reichskanzlerpalais festgesetzt.

Eine Ordonnanz vom Reichskanzlerpalais brachte die Meldung, die Potsdamer Garde sei alarmiert und im Anmarsch

An den Parteivorstand der U. S. P. ist heute folgender Brief abgesandt worden.

Berlin, den 22. Dezember 1918.

An den
Parteivorstand der
Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei,
Berlin.

Werte Genossen!

Der gegenwärtige Zustand der U. S. P. ist unhaltbar. Immer hemmungsloser gleiten ihre offiziellen Instanzen in die Bahn der verräterischen Mehrheitspolitik.

In der Frage: Nationalversammlung oder Rätesystem haben sie zumeist versagt oder gegen die Lebensinteressen des Proletariats gröblich verstoßen.

Auf dem Rätekongreß haben hervorragende Mitglieder der U. S. P. ganz unverhüllt mit jener gegenrevolutionären Politik paktiert.

Trotz der auf Wiederherstellung und Erhaltung der kapitalistischen Klassenherrschaft gerichteten Arbeit der „sozialistischen" Regierung, trotz des gegenrevolutionären Putsches und des Blutbades vom 6. Dezember, trotz der reaktionären Beschlüsse des Rätekongresses, an denen Führer der U. S. P. maßgebend gewirkt haben, trotz der Herabwürdigung des Zentralrates zu einer Marionette sind die Vertreter der U. S. P. im Kabinett Ebert-Scheidemann geblieben.

Mehr oder weniger offene Koalitionen mit den Mehrheitssozialisten für die bevorstehenden Wahlen sind vielfach unter Förderung des Parteivorstandes der U. S. P. in die Wege geleitet. An zahlreichen Orten ist bereits eine förmliche Verschmelzung der U. S. P. mit den Mehrheitssozialisten im Gange.

Die „Freiheit", das amtliche Organ der U. S. P., unterstützt in verhängnisvollster Weise Tag für Tag das Korruptionssystem der herrschenden Clique und die Zerrüttung und Versumpfung der Partei.

Die U. S. P. ist zum Gespött aller klassenbewußten Arbeiter geworden.

Dieser Zustand kann nicht länger ertragen werden.

Nicht kleine Konventikel, sondern die Massen der Genossen selbst sind berufen, die Geschicke der Partei zu bestimmen.

Längst hätte ein Parteitag einberufen werden müssen, dem jetzigen Zustand ein Ende zu bereiten. Aber das immer lauter erhobene Verlangen danach ist von den Parteiinstanzen schnöde mißachtet worden. Der Parteivorstand fährt fort, durch pflichtwidrige Handlungen und Unterlassungen die revolutionäre Arbeiterbewegung zu demoralisieren. Die U. S. P. ist unter seiner Leitung zur Stütze der Gegenrevolution geworden.

Wir haben die offizielle Politik der U. S. P., die zu

alle diejenigen Mitglieder der Partei abgehalten haben, die als Mitschuldige und Helfershelfer des Verrats an der Revolution und dem Sozialismus kompromittiert sind.

Wir ersuchen um Antwort bis zum 25. Dezember.

Mit Parteigruß
Das Zentral-Sekretariat des Spartakusbundes.
J. A.: W. Pieck.

## Betriebsräte und Zentralstreikkommission.

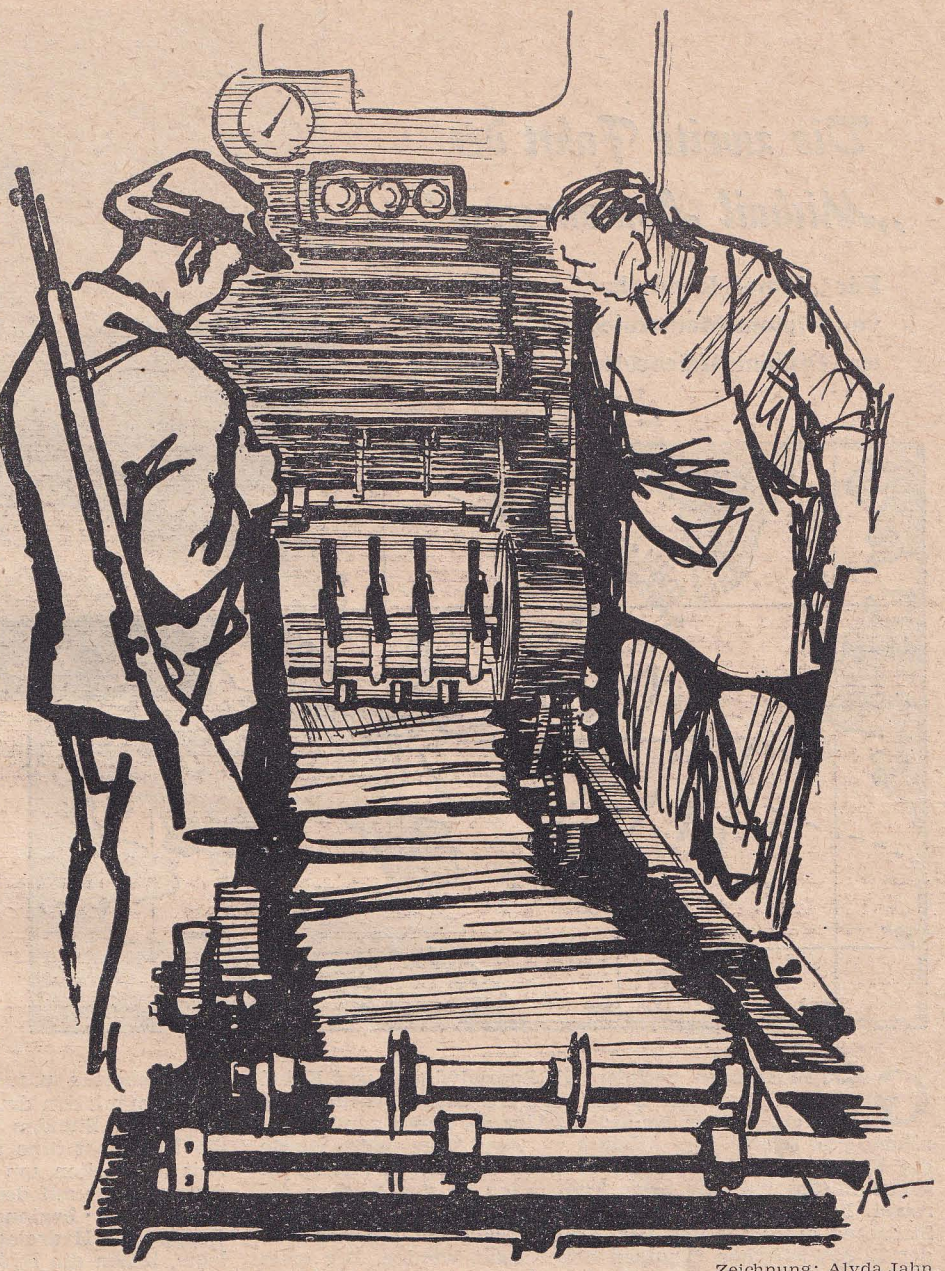
Täglich neue Mahnungen und Warnungen der „[illegible]stischen" Regierung vor „törichten" Streiks, täglich neue Beschwörungen der Gewerkschaftsautokraten vor Lohnbewegungen — und doch immer wieder größere Arbeitsniederlegungen in der Metallindustrie, im Bergbau Oberschlesiens und des Ruhrreviers, die das Wirtschaftsleben in ihren Grundfesten zu erschüttern drohen; dazu täglich kleinere, aber doch sehr unbequeme Bewegungen, wie die Teilstreiks in Berliner Zeitungsdruckereien, die Einstellung der kommunalen Müllabfuhr in der Speditionsbranche usw. Ja, der Streikgedanke scheint gerade jetzt Gruppen, die für ihn früher ganz unzugänglich zu sein schienen: die kaufmännischen Angestellten, besonders in den großen Warenhäusern. Es ist überhaupt charakteristisch, daß gegenwärtig die Techniker und Handlungsgehilfen ein viel mehr tätiges Klassenbewußtsein und erwachendes Verständnis für den Sozialismus zeigen, als manche bisherige Gruppen von Arbeitern, die seit langem durch die Schule der Gewerkschaften gegangen sind und in deren geistigem Bann stehen. Karl Legien hat diese ihm unbequeme Tatsache kürzlich erneut feststellen müssen.

Die **wirtschaftlichen Aufgaben** der Arbeiterräte, soweit sie auf die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen in den Betrieben abzielen, lagen **bisher in den Händen der Gewerkschaften.** Es ist jedoch zweifellos, daß die Gewerkschaften haben das ehemals große Vertrauen, das sie bei der Arbeiterschaft besessen haben, während des Krieges [illegible]lod verwirtschaftet. Das „Berliner Tageblatt" sagte neulich, es scheine, als hätten die Gewerkschaften den Anstrengungen der neuen Zeit nicht bestehen, die Gewerkschaften hätten gegenwärtig nur eine papierne Macht, die Gewerkschaftsführer gegen an, Offiziere ohne Soldaten zu sein.

Warum kam es so? Die Gewerkschaftsbureaukratie, insbesondere während des Krieges — indem sie nicht den Kampf gegen den inneren Feind, den Kapitalismus aufnahm, sondern sich zu dessen Schutztruppe ausbildete — eine Arbeiterbetrieben, durch die sie immer mehr in Widerspruch mit [illegible]

und am Kreuzberg, aber besonders in Neukölln. Nach wenigen Stunden Schlaf waren wir schon wieder auf den Beinen. Am 7. und 8. November wußten wir, daß in ganz Deutschland die Revolution im Gange war. In Kiel, Wilhelmshaven, Bremen und Hamburg die Matrosen und Hafenarbeiter, die Arbeiterschaft in München und Stuttgart, in Köln und Düsseldorf — wo jetzt wohl mein Kamerad Rotlaub tätig war —, in Leipzig und Halle; und im Osten die oberschlesischen Bergarbeiter. Und wir hier in Berlin. Die ganze Arbeiterklasse Deutschlands war in Bewegung.

Am 9. November früh waren wir schon zeitig unterwegs und fanden zahllose Menschen auf allen Straßen und Plätzen. Auf Autos fuhren bewaffnete Arbeiter zu den Stellplätzen. Auch unsere Gruppe war vollzählig. Ein ehemaliger Unteroffizier namens Radtke war unser gewählter Führer. Wir hatten unsere Waffen mit. In Neukölln bewegte sich alles zur Kundgebung auf dem Belle-Alliance-Platz. Hochrufe auf Liebknecht und Niederrufe auf die Regierung erfüllten die graue Novemberluft. Singend zogen wir die Friedrichstraße entlang, zahlreiche bewaffnete Arbeiter und Soldaten hatten sich angeschlossen. Eingekeilt in Menschenmassen kamen wir jedoch zu keinem vernünftigen Einsatz. Erst am Abend hörten wir, daß fast alle Berliner Truppenteile zum Volke übergegangen seien und daß es auch Schießereien gegeben habe, besonders an der Maikäfer-Kaserne, wo Offiziere des 4. Garde-Grenadierregiments mit Maschinengewehren auf die Arbeiterdemonstranten geschossen und vier Arbeiter getötet hatten. Die Arbeiter aber hätten gesiegt, die Soldaten in der Kaserne sich den Arbeitern angeschlossen und die Offiziere entwaffnet. Nun sei die Kaserne besetzt und ein Soldatenrat gewählt worden. Liebknecht habe die Republik ausgerufen!



Zeichnung: Alyda Jahn

Am 20. November war ich auf dem Tempelhofer Feld bei der Trauerfeier, die hier für die Opfer der Revolution veranstaltet wurde. Wo einst preußische Garde zur Parade marschierte, trauerten am Bußtag 1918 Hunderttausende Berliner um die von den Offizieren und Konterrevolutionären ermordeten Arbeiter.

Der Opfergang der deutschen Arbeiterklasse war nicht beendet. Liebknecht, Mehring und Rosa Luxemburg warnten in allen Versammlungen vor der Reaktion und ihren Helfershelfern, vor den Scheidemännern von der SPD und vor den phrasenschwingenden USPD-Führern. Schon gab es hier und da Arbeiter und Soldaten, die sagten: „Laßt uns in Ruhe, wir wollen was zu fressen und arbeiten!“ Und unter den Soldaten kam die Stimmung auf: „Ach, hauen wir doch ab nach Hause! Hier in Deutschland sich noch die Knochen kaputtschießen lassen ... Ihr seid wohl verrückt!“ Vorerst waren das noch Einzelerscheinungen, die Mehrheit wollte kämpfen. Aber auch darüber gab es unter den vielen Parteien und Gruppen die unterschiedlichsten Meinungen. Zuwenig wurde getan, das meiste wurde zerredet.

Das Zeitungshaus der reaktionären Scherlpresse war gleich in den ersten Tagen von kämpfenden Arbeitern besetzt worden. In der Zeit zwischen dem 11. und dem 20. November hatte ich einige Male Wache in der Redaktion der „Roten Fahne“, die im Verlagsgebäude von Scherl in der Zimmerstraße eingerichtet worden war. Vorher war der „Berliner Lokalanzeiger“ dort gedruckt worden. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich, wie eine Zeitung entsteht. Immer schon wollte ich das kennenlernen. Nun aber war es gar unsere Zeitung, mit unseren Worten, mit unseren Losungen! Nach der Wachablösung verlangte ich danach, die Zeitungen auszutragen, und fast jeden Tag konnte ich zwei- bis dreihundert Stück in den Straßen Berlins verkaufen. Die „Rote Fahne“ wurde uns fast aus den Händen gerissen, so begierig waren die Arbeiter auf ihre Zeitung und die neuesten Nachrichten. Der November, der so ruhmreich begonnen hatte, ging in einen ungewissen Dezember über. Der Kaiser war vertrieben, die Waffen an den Fronten ruhten, aber die rechte sozialdemokratische Führung, welche die Arbeiter 1914 in den Krieg ziehen hieß, wollte sie jetzt nicht gegen ihre wirklichen Feinde kämpfen lassen ...

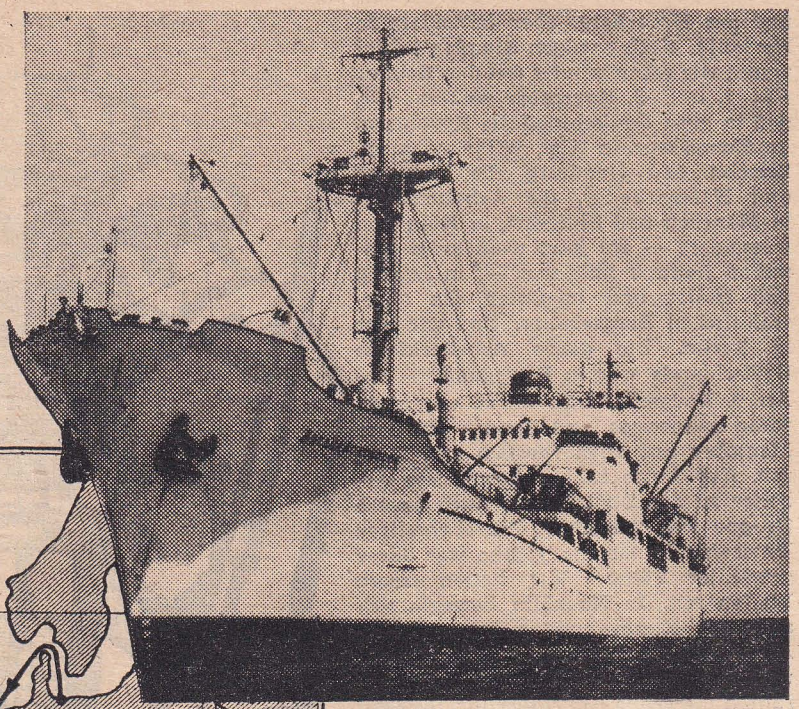
Hungrig ging ich schlafen, hungrig wachte ich auf. Mein Geld war zur Neige gegangen. Aber das Anrecht auf Lebensmittelkarten und auf meinen richtigen Namen hatte mir der Novemberumsturz wenigstens eingebracht! Ob ich bei Genossen Kelmer noch lange bleiben konnte, wußte ich nicht, denn sein ältester Sohn, der Matrose, war aus Kiel nach Berlin gekommen, und auch der jüngste schrieb aus dem Westen, daß er bald zurückkehre. Also würde kein Platz mehr für mich sein. Was dann?

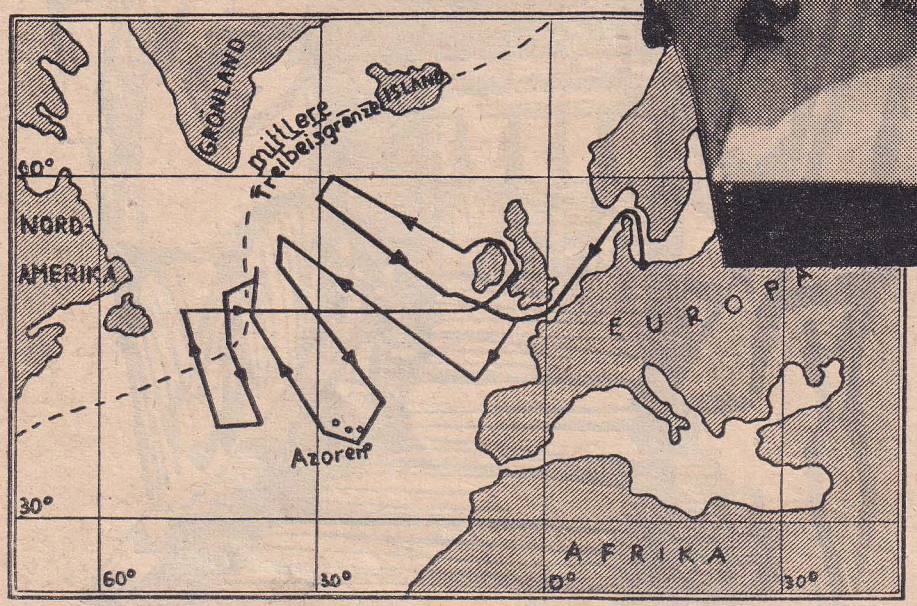
Bei beginnendem Tag waren diese Gedanken wie fortgeblasen, verweht vom Wirbel der Zeit, die unsere ganze Aufmerksamkeit erforderte. Und ich war jung, geladen mit Energie!

(Vorabdruck aus „Das Gewehr in meiner Hand“ von FRITZ ZIKELSKY. Erscheint im VERLAG DES MINISTERIUMS FÜR NATIONALE VERTEIDIGUNG)

# Die zweite Fahrt der „Michail Lomonossow"

**Für „Armee-Rundschau" berichtet von Diplom-Meteorologen G. Wolf und Diplom-Meteorologen R. Helm***






Genau 24 Stunden, nachdem die Spezialwinden und Kabel auf dem vereisten Deck montiert waren, verließ das Schiff am 25. Februar gegen 2 Uhr die Reede von Warnemünde und strebte dem Atlantik zu. Zwei Tage später wurde die Kanalenge Dover—Calais passiert, und am 2. März 1958 gegen Mittag war die erste Triftstation in der Biscaya erreicht. Erstmalig konnten unsere Meßgeräte für Wellen und Strömung ausgelegt und der Arbeitsablauf auf die Arbeiten der 12 sowjetischen Gruppen abgestimmt werden. Der erste Einsatz verlief zufriedenstellend, und nach weiteren fünf Stationen war mit Kap Finisterre der Anfang des I. hydrologischen Schnittes vom Programm der Expedition erreicht.

Das Arbeitsgebiet umfaßte den gesamten Nordteil des Nordatlantischen Ozeans. Acht hydrologische Schnitte bedeckten das riesige Areal, das im Osten durch die Küsten Irlands, Englands und des europäischen Kontinents, im Süden durch den 38. Breitengrad (Azoren), im Westen durch die Neufundlandbank und im Norden durch den 60. Breitengrad begrenzt wurde.

Mit dem Beginn des ersten Schnittes folgte im Abstand von etwa 60 Seemeilen Station auf Station. Unabhängig von der Tageszeit und vom Wochentag lief das Programm mit äußerster Präzision ab. Etwa eine Viertelstunde vor dem Erreichen der jeweiligen Station wurden durch alle Lautsprecher die Koordinaten, die Wassertiefe und die Reihenfolge der Arbeiten an der Station bekanntgegeben. Es blieb genug Zeit, sich je nach den Wetter- und Seegangsverhältnissen anzukleiden und die Instrumente für den Einsatz vorzubereiten. Noch während das Schiff beidrehte, wurde die von der Gruppe Echolotungen registrierte Wassertiefe bekanntgegeben, die durchschnittlich 3000 m und maximal 5500 m betrug.

Mit dem Verstummen der Hauptmaschine jagte bereits das mehrere Zentner schwere und etwa 4 m lange Stechrohr der Geologen in die Tiefe, um sich tief in den Meeresboden einzubohren. Die Meeresgeologen gewinnen damit bis zu 2 m lange ungestörte Bodenproben zur Untersuchung ihrer Zusammensetzung und ihrer Schichtung in einem speziellen Labor. Inzwischen wurden an der Serienwinde der Hydrologen die Wasserschöpfer mit den Tiefseethermometern in festgesetzten Abständen an das dünne Drahtseil angeklemmt und in die vorgeschriebene Tiefe gefiert. Bis zu 16 solcher Geräte hängen untereinander und werden mittels eines Fallgewichtes, das am Draht in die Tiefe gleitet, nacheinander geschlossen. Sie bringen je eine Wasserprobe für hydrochemische Untersuchungen mit nach oben, während die Spezialthermometer durch eine besondere Einrichtung die in der Tiefe herrschende Wassertemperatur anzeigen. Die Gruppe Meereschemie analysierte sofort die gewonnenen Wasserproben und bestimmte den Sauerstoffgehalt, den Anteil anderer im Meereswasser gelöster Chemikalien, vor allem aber den Salzgehalt.

Zu den Aufgaben der Gruppe Hydrologie gehörten u. a. die Strömungsmessungen, die meist gemeinsam mit den deutschen Hydrologen durchgeführt wurden. Etwa zwei Stunden dauerten diese Messungen, dann begann die Hauptmaschine des Forschungsschiffes wieder für kurze Zeit zu arbeiten, um zu wenden. Die anderen Arbeitsgruppen, deren Geräte auf der Backbordseite montiert waren, konnten ihre Arbeit beginnen. Wenige Meter von der deutschen Gruppe der Hydrologen, die den Hochseewellenschreiber auslegte, ließen die Hydrobiologen ihre Netze in die Tiefe. Weitere Gruppen untersuchten die optischen und akustischen Eigenschaften des Meerwassers.

Nach weiteren drei Stunden, wenn nach Beendigung der verschiedenen Messungen das Schiff seinen ursprünglichen Kurs wieder aufgenommen hatte, gab es für viele Arbeitsgruppen noch keine Pause, für einige begann dann erst die Arbeit. Zum Beispiel kontrollierte eine technische Gruppe die Schiffsfestigkeit, d. h. den Einfluß des Seegangs auf das Schiff und die dadurch hervorgerufenen Verformungen des Materials, die Schwingungen des Schiffes usw. Andere Arbeitsgruppen, wie z. B. die der deutschen und sowjetischen Meteorologen, führten zu festgelegten Terminen ihre Messungen durch, peilten die bis zu 8000 km entfernten atmosphärischen Störungen an oder verfolgten mit Hilfe eines Radiotheodoliten die Bahn der Radiosondenballons, die bis zu 20 km Höhe aufsteigen und der Schiffsstation Temperatur, Feuchtigkeit und Druck melden.

Das Bild wäre aber unvollständig, wollte man die verantwortliche und unermüdliche Tätigkeit der Besatzung und des nautischen Personals unerwähnt lassen, die Kapitän Rudnich unterstanden.

Die Vielzahl der Arbeiten, die auf einem Forschungsschiff sinnvoll nach einem genau festgelegten Plan durchgeführt werden, und deren Vielfalt leider nur unvollständig durch eine Aufzählung wiedergegeben werden kann, entsprechen nicht nur dem Wunsch, möglichst viele Messungen zu erhalten. Man kann das Wesen einer solchen Expedition nur ver-

*) Einen Erlebnisbericht über die erste Fahrt der „Michail Lomonossow" von Dr. Bruns veröffentlichten wir im Heft 4/58.

stehen, wenn man bedenkt, daß die Vielfalt der Naturerscheinungen nur durch solch eine komplexe Arbeitsweise verstanden und erklärt werden kann.

Der erste Reiseabschnitt war nach 30 Tagen Seereise mit einem sechstägigen Aufenthalt im Hafen von Ponta Delgada (Azoren) abgeschlossen. Infolge der diskriminierenden Maßnahmen der portugiesischen Behörden durfte das Schiff nur zu einer Exkursion in Polizeibegleitung verlassen werden. Man hätte erwarten können, daß der offizielle Besuch eines sowjetischen Forschungsschiffes im Internationalen Geophysikalischen Jahr nicht vom NATO-Standpunkt aus betrachtet wird.

Der Besuch der Tee- und Ananasplantagen, der heißen Quellen und eines etwa 1000 m hoch gelegenen Kratersees zeigten uns die eindrucksvolle Schönheit des Landes. Aber wie in allen kapitalistischen Ländern, bestehen auch hier krasse Gegensätze nebeneinander. In den Geschäftsstraßen findet man moderne Geschäftshäuser neben armseligen Hütten, und auf der Straße parkt der zweirädrige Eselskarren neben dem blinkenden Überlandbus. Ganz zu schweigen von der Rückständigkeit der Landwirtschaft, wo teilweise der Bauer seinen Pflug noch mit der Hand über seinen Acker zieht.

Mit Lebensmitteln, Frischgemüse, Wasser und Treibstoff reichlich versehen, begann der neue, abgeänderte Reiseabschnitt, der uns in die Nähe des seit kurzem tätigen unterseeischen Vulkans Faial führte, wo wir Zeugen eines einzigartigen Naturschauspiels sein konnten.

Ursprünglich sollte nach der Erfüllung des international abgesprochenen Planes noch ein nationales Programm vor der Westküste Afrikas durchgeführt werden. Da jedoch die USA einige „hydrologische Schnitte“ kurzfristig abgesagt hatten, wurde dem Forschungsschiff „Michail Lomonossow“ die Aufgabe übertragen, aus dem amerikanischen Programm die Messungen im Gebiet der Neufundlandbank zu übernehmen. Selbstverständlich blieb neben der Arbeit auch für die Freizeitgestaltung genügend Zeit. Man konnte Sport treiben, lesen, Tischtennis spielen oder ins Kino gehen, nicht zu vergessen den Schach- und Russischunterricht, den uns der stellvertretende Leiter, Dr. Ponomarenko, freundlicherweise erteilte, und der uns viel Freude bereitet hat.

Nach weiteren 45 Tagen Seereise folgte ein zehntägiger Aufenthalt in Liverpool, wo wir gern von der Einladung Gebrauch machten, die englischen Fachkollegen in ihrem Wirkungskreis zu besuchen.

Die Besichtigung des Ozeanographischen Instituts, das sich mit den meereskundlichen Problemen in der Irischen See beschäftigte, und die Führung durch das bekannte Gezeiteninstitut unter der Leitung von Prof. Doodsen waren für uns ebenso interessant wie für die zahlreichen Besucher die moderne Einrichtung des Forschungsschiffes. Den Höhepunkt dieses Aufenthaltes bildete eine Busfahrt nach London. Nachdem wir in Stratford on Avon Gelegenheit hatten, den Geburtsort Shakespeares kennenzulernen, wo er auch 1616 nach fruchtbarer dichterischer Tätigkeit sein Schaffen beendete, besuchten wir das Grabmal von Karl Marx auf dem Highgate-Friedhof im Norden von London.

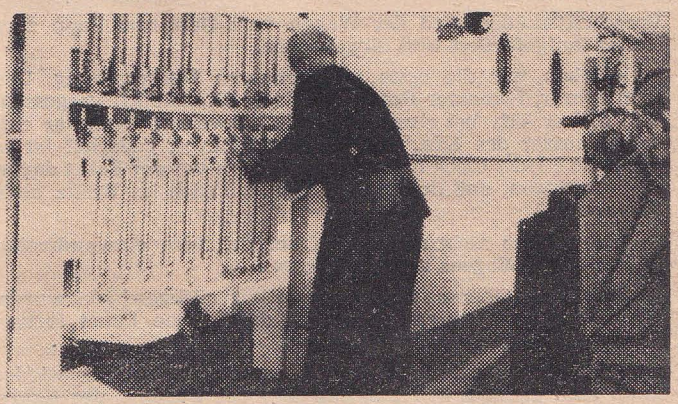
Das Arbeitsfeld des letzten Abschnittes der Expedition war das Seegebiet im Nordwesten Irlands. Nach 25 Tagen waren auch diese Untersuchungen abgeschlossen und das Gesamtprogramm erfüllt. Das Forschungsschiff legte rund 10 000 Seemeilen zurück und führte an 122 Triftstationen das für die Arbeitsgruppen festgelegte Programm durch. An drei weiteren Stationen lag das Schiff bei etwa 4000 m Wassertiefe vor Anker und führte während der 30 bis 40 Stunden jeweils spezielle Untersuchungen durch. An einer außerplanmäßigen Station wurden zusätzliche meeresgeologische Untersuchungen vorgenommen, da man im Echobild einen bisher unbekannten Krater erkannt hatte, der zu den Erhebungen des Atlantischen Rückens gehört.

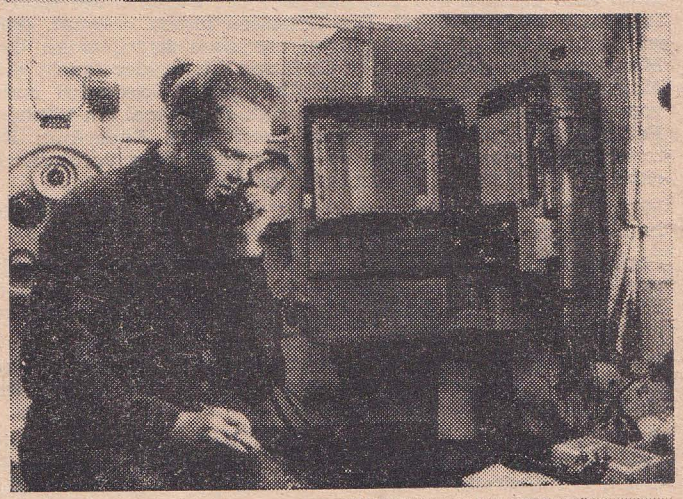
Die weitere Bearbeitung des Beobachtungsmaterials erfolgt nachträglich in den verschiedenen Instituten und wird allen am Internationalen Geophysikalischen Jahr beteiligten Staaten zugänglich gemacht.

Die Zusammenarbeit mit den sowjetischen Expeditionsteilnehmern war sehr gut. Ihr freundliches Entgegenkommen und die ständige Hilfsbereitschaft wird uns stets dankbar in Erinnerung sein. Im September nahm das Forschungsschiff „Michail Lomonossow“ eine weitere deutsche Arbeitsgruppe für die nächste große Expedition an Bord.

Fotos und Karte: Privat

*Bild oben: Kapitän Rudnich und der Leiter der Expedition, Prof. Dr. Iwanow. — Darunter: Die Wasserschöpfer mit den Rahmen für die Tiefseethermometer. — Darunter: Ein Blick in das Echolot-Labor. — Darunter: Die sechsköpfige deutsche Arbeitsgruppe unter der Leitung von Dr. Hinzpeter (zweiter von links). Zweiter von rechts: Dipl. Met. Helm, dritter von rechts: Dipl. Met. Wolf (die Verfasser des Berichtes).*





# Mit der Kfz.-Streife unterwegs

**Von Hauptmann Brixy**

Wir hatten beschlossen, eine Straße zu nehmen, die zur Autobahn führt.

Um es vorweg zu nehmen, wir hatten einen „ruhigen" Tag erwischt. Leutnant Lahne, der Streifenführer, besitzt eine Reihe sehr guter Erfahrungen auf diesem Gebiet, arbeitet er doch als Fachlehrer in der Kfz.-Lehrkompanie. Auch Genosse Popp ist „vorbelastet", denn als Unteroffiziersschüler dieser Lehrkompanie wird er bald seine Abschlußprüfung ablegen, um dann selbst als Ausbilder tätig zu sein.

Es vergeht eine halbe Stunde, da kommt das erste Fahrzeug. Es ist ein K 30.

Vorschriftsmäßig wird der Wagen vom Genossen Popp zum Halten aufgefordert und eingewiesen.

Da erleben wir die erste unangenehme Überraschung. Der Kraftfahrer, Kanonier Schöne, hat sein Dienstbuch vergessen. Wie will er sich bei einer Kontrolle ausweisen? Was hat sich der Benutzer des Kfz., Unterleutnant Beyer, gedacht? Ist es nicht die Pflicht eines Kfz.-Benutzers, sich vor der Fahrt davon zu überzeugen, daß der Fahrer auch wirklich im Besitz aller Papiere ist?

Es kommt also nicht nur darauf an, sich vom einwandfreien Zustand des Wagens zu überzeugen.

Nachdem der Genosse zur Dienststelle zurückgeschickt wurde, um sein Dienstbuch zu holen und dann seine Fahrt fortzusetzen, erzählt mir Genosse Lahne:

„Ich habe schon oft als Kfz.-Streife gearbeitet. Immer wieder kann man dabei feststellen, daß sich der Zustand der Kraftfahrzeuge verbessert hat. Die Genossen haben erkannt, daß man nur dann gute Leistungen erreichen kann, wenn die Maschine, d. h. der Motor, in Ordnung ist. Leider taucht ein Mangel immer wieder auf. Die allgemeine Pflege wird noch von vielen Kraftfahrern vernachlässigt. Platzt mal ein bißchen Farbe ab, wird nicht gleich nachgestrichen. Enderfolg: Es treten Rostflecke auf. Auch so etwas kann man verhindern, ohne große Mittel in Anspruch zu nehmen."

Mitten in der Unterhaltung taucht wieder ein Kfz. auf. Es handelt sich um den K 30 des Kanoniers Hähnel.

Papiere und Fahrzeug sind in Ordnung. Besonders gefällt uns das sachliche und korrekte Auftreten des Genossen Hähnel. Er ist erst seit Mitte Mai Kraftfahrer und fuhr bisher unfallfrei.

Sein Äußeres zeugt davon, daß er bemüht ist, ständig sauber aufzutreten. Und gerade die Kraftfahrer stehen immer im Blickpunkt der Öffentlichkeit.

Das Gegenteil des Genossen Hähnel lernen wir kurze Zeit später kennen. Es ist der Einsatzfahrer aus dem Truppenteil Gorlt, der Gefreite Burkhardt: schmutziger Dienstanzug und ungeputzte Stiefel, dem Streifenführer gegenüber sehr undiszipliniert. Auch sein Fahrzeug macht nicht gerade einen überzeugenden Eindruck.

So geht es nicht. Einen guten Kraftfahrer zeichnet nicht nur eine ordentliche Fahrweise aus, sondern auch ein sauberes und diszipliniertes Auftreten.

Anerkennung gebührt auch dem Kanonier Schiffel. Sein ihm anvertrautes Kfz., ein Sankra, befindet sich in einem tadellosen Zustand. Er scheut nicht davor zurück, auch nach Feierabend noch einige Handgriffe an seinem Wagen zu tun. Der Beweis: ein einwandfreier technischer Zustand seines Wagens und des Motors. Leutnant Lahne prüft ihn ganz besonders sorgfältig. Kommt es doch gerade bei einem Sankra auf die unbedingte Betriebssicherheit an.

Der Wagen fährt wieder an. Während ich mir meine Notizen mache, hebt Unteroffizier Popp wieder die Signalkelle. Auf ein Neues!

*Vorschriftsmäßig wird der K 30 des Kanoniers Schöne vom Genossen Popp zum Halten aufgefordert und eingewiesen*

*Besonders sorgfältig überprüft Leutnant Lahne den Sankra des Kanoniers Schiffel*

*Das darf es nicht geben! — Der Fahrzeugführer hat das Kennzeichen im Verkehr gut lesbar zu halten. § 71, Abs. 4, der STVO*

Fotos: Brixy

# Sein Ziel: Ausgezeichnete Schießergebnisse

**Von Hauptmann Hergesell,** ständiger Mitarbeiter

Genosse, kennst du die Besten aus unseren Reihen? Ich sehe schon, du nickst. Du kennst sie. Sie sind in deinem Zug, in deiner Einheit, in der ganzen Armee zu finden. Immer haben sie ein neues Ziel. Zuerst war es der V. Parteitag, dann der Kompaß, und sie begannen, dem Beispiel des Oberfeldwebels Rompe nachzueifern. Und heute? Heute vollbringen diese Genossen ihre guten Taten unter der Losung „Mit vollen Händen zur Wahl". Ihr Ziel ist es, unter allen Umständen das Ausbildungsprogramm zu erfüllen.

Ich will dir heute von einem dieser Genossen berichten. Als ich ihn traf, lehnte der Genosse Beier verlegen ab: „Über mich gibt es nichts Besonderes zu berichten, denn ich erfülle nur meine Pflicht."

Ruhig und bescheiden ist der ehemalige Gleisbauarbeiter. Kein Wort zuviel kommt über seine Lippen, aber was er sagt, ist wohlüberlegt.

Seit 1953 ist der Stabsgefreite Angehöriger der bewaffneten Kräfte unserer Republik, und bis zum Herbst 1960 wird er noch in den Reihen der Nationalen Volksarmee bleiben.

Heute trägt er das Leistungsabzeichen und die Schützenschnur. Das ist nicht etwa von ungefähr so. Wie aber kam es dazu?

Das erste Scharfschießen war vorüber; der lMG-Schütze Beier hatte seine Bedingungen mit „gut" erfüllt. Eigentlich ein schöner Erfolg, aber er gab sich damit nicht zufrieden. „Erfüllt habe ich die Übung, doch man kann noch genauer treffen, und das will ich erreichen."

Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe, stachelte seinen Ehrgeiz und seinen Fleiß an, wurde zum festen Entschluß.

In der Freizeit sah man den Soldaten Beier oft über den Zielgerätekasten gebeugt. Mit jedem einzelnen Teil machte er sich vertraut. Jeden Zielfehler kannte er, und durch das Dreieckzielen versuchte er sie auszumerzen.

Dann folgte das Training mit dem Kleinkalibergewehr. Und so kam es dann, daß Genosse Beier systematisch seine Schießergebnisse verbesserte. Doch bald erwarteten ihn andere Aufgaben. Er wurde versetzt und kam zu den Flakartilleristen. Auch hier dauerte es nicht lange, und er zählte wieder zu den besten Richtkanonieren. Große Erfolge bergen aber auch ihre Gefahren in sich, sie können berauschen und verwirren.

Es kam die Zeit, wo er glaubte, schon alles zu können. Seinen Dienst nahm er nicht mehr sehr ernst, sein Sinn stand ihm mehr nach Ausgang, und mit einem schweren Kopf fällt es nicht leicht, ein guter Richtkanonier zu sein.

Doch das Kollektiv schaffte es, den Genossen Beier wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Nach einigen Aussprachen sah er ein, daß auch ein guter Schütze nie auslernt und ständig an sich arbeiten muß, um seine Leistung zu verbessern. Und er lernte wieder, doch nicht nur für sich selbst. Jede Erfahrung, die er sammelte, wurde zum Allgemeingut. Während der Ausbildung und abends auf der Stube vermittelte er seine Kenntnisse den anderen Genossen. Alle sollten ja gute Schützen werden.

Für ausgezeichnete Ergebnisse in der Sommerausbildungsperiode erhielt Genosse Beier im Jahre 1957 das Leistungsabzeichen der Nationalen Volksarmee. Das war ihm Ansporn zu noch besseren Leistungen. Und es ist sein unveränderliches Ziel, jede Schießübung mit der Note „ausgezeichnet" zu erfüllen.

Foto: Lechowski

Was macht den Genossen Beier zum vorbildlichen Soldaten? Er ist sich über all seine Handlungen im klaren und setzt sich ein festes Ziel.

Er bildet sich weiter und lernt. Die Dienstvorschriften sind ihm vertraut und auf seinen Ratschlag wird von den anderen Kanonieren viel Wert gelegt.

Auch sein Gruppenführer, Wachtmeister Nimz, bestätigt das: „Es ist eine Freude, solche Genossen auszubilden. Ich stelle hohe Forderungen an meine Untergebenen, und jeder Befehl wird exakt und schnell ausgeführt."

Ja, auf Schnelligkeit kommt es an bei unseren Flakartilleristen. Obwohl die Normen für das Laden, das In-Stellung-bringen und den Stellungswechsel sehr hoch sind, haben der Stabsgefreite Beier und die anderen Genossen der Bedienung sie unterboten und sind ständig bemüht, es noch schneller zu schaffen.

Am 11. September 1958 war es dann soweit: die besten Schützen wurden mit der Schützenschnur ausgezeichnet.

Unter ihnen war auch der Stabsgefreite Beier. Nicht zuletzt erhielt er die Auszeichnung auch dafür, daß er beim Luftsackschießen im Sommer dieses Jahres alle drei Aufgaben mit der Note „ausgezeichnet" erfüllte.

Es wird nicht die letzte Auszeichnung sein, die Genosse Beier erhält (übrigens wurde er schon sechzehnmal belobigt), denn ständig strebt er danach, noch höhere und bessere Leistungen zu erreichen.

Dies wollte ich dir erzählen, Genosse. Neben dir stehen Arbeiter gleich dir, die ihre Kraft und ihr Wissen für den sozialistischen Aufbau in unserer Republik eingesetzt haben. Sie haben Leistungen vollbracht, auf die wir alle mit Stolz blicken, wenn wir am 16. November zur Wahlurne schreiten. Klassenbewußte Arbeiter sind es, Infanteristen, Matrosen, Kanoniere, Flieger, Panzerfahrer, die vorbildlich ihre Waffen pflegen und ihren Beruf wie das Waffenhandwerk meisterhaft beherrschen.

Lerne von ihnen und gehe auch du mit vollen Händen zur Wahl!

# Wettflug mit dem Tode

**Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Oberleutnant Usczeck**

*Am 16. November werden wir an die Wahlurne gehen. Und es wird selbstverständlich sein, daß wir alle unsere Stimme den Kandidaten der Nationalen Front, dem Frieden, der Einheit und dem Sozialismus geben.*

*Warum? Der Grund ist einfach. Weil wir uns alle, du, ich und der Genosse an unserer Seite, durch unseren Dienst in der Armee längst entschieden haben. Und jeden Tag wird dieser unser Entschluß durch Taten erneut bekräftigt — Taten in der Erfüllung der Ausbildungspläne, aber auch Taten, die über den Rahmen des Alltäglichen hinausgehen und blitzartig unsere Arbeiter-und-Bauern-Armee kennzeichnen.*

*Von einer solchen Tat will ich euch erzählen.*

Der 28. September, ein Sonntag, der letzte der internationalen Armeespartakiade, ist angebrochen. Der Herbst hat endgültig den Sommer niedergerungen. Noch um 10.00 Uhr liegt dichter Nebel über der Pleißestadt — Sicht in südlicher Richtung unmöglich, in nördlicher etwa 100 Meter. Die Flieger, die mit ihren Maschinen auf dem „Treffpunkt Spartakiade" das Luftlandemanöver vorführen sollen, stehen bereits an den Maschinen. Bis zum Start ist nur noch wenig Zeit. An den im Dunst wie Urweltlibellen ausschauenden Hubschraubern führen die Mechaniker die letzte Kontrolle durch.

Ein Läufer tritt heran: „Der Kommandeur sofort ans Telefon."

Minuten vergehen. Man wird bald starten müssen. In schnellem Schritt eilt der Kommandeur wieder herbei: „Genossen! Ein wichtiger Auftrag vom Chef der Luftstreitkräfte. In Schwerin hat ein an spinaler Kinderlähmung erkranktes Kind nur noch wenige Stunden zu leben, wenn es nicht in kürzester Zeit in die Klinik in Greiz geschafft wird. Wir werden fliegen."

*Das ist Oberleutnant Bartel, der mit seiner Besatzung dem fünfzehnjährigen Rolf Sagert das Leben rettete* Foto: Gebauer

Da gibt es kein langes Überlegen. Der beste Flugzeugführer wird starten. Das ist der Kommandeur der Kette, Oberleutnant Bartel. Sein zweiter Pilot ist Leutnant Bode, der Bordtechniker Feldwebel Förster, und für den Fall aller Fälle fliegt auch noch der Kettentechniker mit.

Während der Hubschrauber sich mit dröhnenden Motoren in den dunstigen Himmel erhebt, werden schon die Anweisungen an den Heimatflugplatz gegeben: Zwischenlandung. Auftanken in kürzester Zeit. Es geht um ein Menschenleben!

Dieser Gedanke beherrscht auch die Hubschrauberbesatzung. Die Bedingungen sind schwer — es ist fast ein Blindflug. Aber Oberleutnant Bartel ist nicht das erstemal im Sondereinsatz. Er half mit seiner Maschine bei der Hochwasserkatastrophe Menschen bergen, er war bei der Rostocker Ostseewoche und auch bei schwierigen Dreharbeiten der DEFA eingesetzt. Aber — die Verantwortung für ein Menschenleben wiegt immer.

Da! Der Flugplatz. Undeutlich ist alles. Aber wir kennen ja den Platz genau. Heute gibt es keine Platzrunde. Wir fliegen gefechtsmäßig. Die Organisation spurt. Kaum hat der Hubschrauber aufgesetzt, ist der Tankwagen schon da. Die Tanks und Zusatzbehälter werden bis an die Halskrause vollgepumpt. Oberleutnant Bartel erhält inzwischen die vom Stab errechnete Marschroute, trägt sie auf seiner Karte ein. Alles das ging im Handumdrehen. Jetzt kommt es darauf an, alles herauszuholen, was die Maschine leisten kann, so denken die vier Flieger, die den Wettlauf mit dem Tode begonnen haben. Nach Schwerin sind es über 200 Kilometer, von dort nach Greiz rund 350.

Burg taucht auf, dann Stendal. Der Motor arbeitet einwandfrei. Aber der Hunger macht sich bemerkbar — keiner der vier ist heute zum Essen gekommen. Perleberg. Nun ist es nicht mehr weit bis nach Schwerin ...

Der Hubschrauber kurvt über der Stadt am Pfaffenteich. Wo ist der angegebene Landeplatz? Aha, da ist ja der Ritterturm. Und da wird auch schon eine grüne Leuchtkugel geschossen. Aber der Platz ist ziemlich klein, die Landung erfordert große Sorgfalt. Viele Menschen haben sich bereits angesammelt, doch Polizei und Feuerwehr haben rechtzeitig abgesperrt. Kaum ist die Tragschraube zur Ruhe gekommen, kaum sind für den knurrenden Magen ein paar Kekse gekauft, jagt auch schon der Krankenwagen heran. Der fünfzehnjährige Rolf Sagert, der Arzt, die Apparaturen, Sauerstoffflaschen werden eingeladen. Mit dem Bordakku den Motor anwerfen — klappt großartig. Start! Jetzt, Pilot, zeige was du kannst. Fliege wie im Kampfeinsatz — schnell und sorgfältig. Aber denke daran: der Flug muß ruhig sein, es darf nur geringe Erschütterungen geben und du mußt jede Schräglage möglichst vermeiden. Und die vier Genossen wenden ihre ganze Kunst auf.

Immer, wenn Oberleutnant Bartel den Kopf wendet, sieht er den Kranken, den mit jeder verlorenen Minute das Leben verläßt. Er erhält nur noch künstliche Atmung durch den aufgeschnittenen Hals. Und wie gerne möchte er doch leben, erst fünfzehn Jahre alt. Das verrät der Blick in den Spiegel, in dem er die unten vorbeiziehende Landschaft in sich aufsaugt.

Sei ruhig, Junge, wir schaffen es. Auf uns Soldaten ist Verlaß. Zwischenlandung! Keiner braucht das Bodenpersonal anzufeuern. Die Jungen setzen ihre ganze Kraft ein. Der Uhrzeiger rotiert, aber sie sind schneller: in sieben Minuten aufgetankt und wieder gestartet, das ist ein kleiner Rekord.

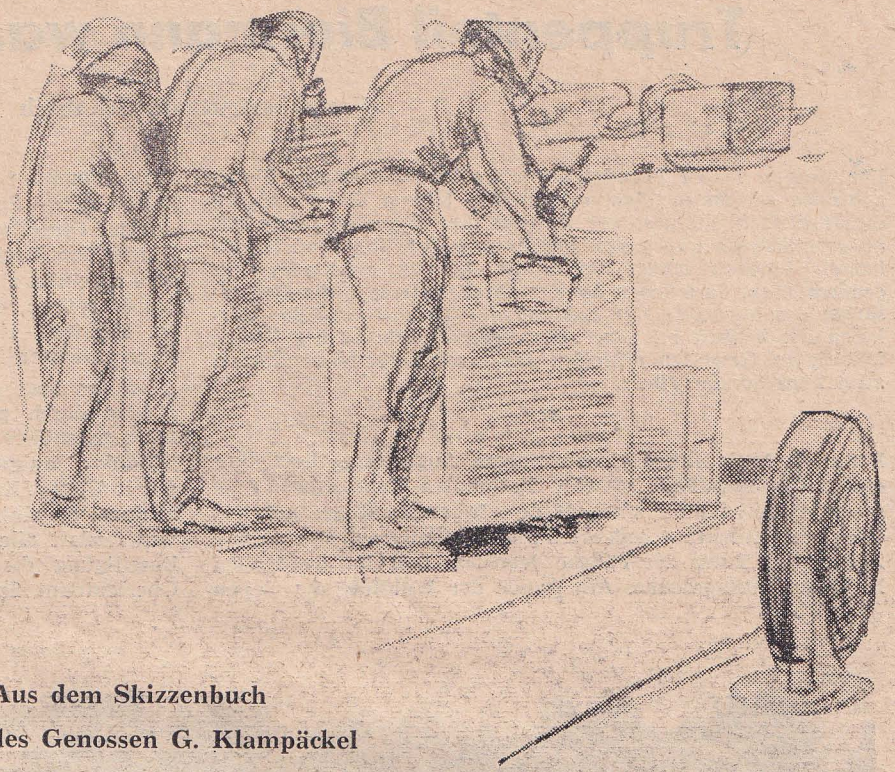
Nun vorwärts nach Greiz. Langsam machen sich Ermüdungserscheinungen bemerkbar — die für Hubschrauberbesatzungen vorgesehene Höchstflugzeit ist überschritten. Aber jeder denkt an den Jungen hinter sich.

Berge. Der Flug wird schwieriger. Da, endlich taucht Greiz aus einer Senke auf. Verdammt, der Landeplatz ist falsch angegeben. Eine Kurve. Aha, da ist er ja. Aber klein und abschüssig ist er, eine schwierige Landung. So, geschafft!

Schon trägt der Krankenwagen den Patienten in die Klinik des Professors Kukowka. Die Flieger sehen sich glücklich an. Der Wettflug mit dem Tod ist gewonnen.

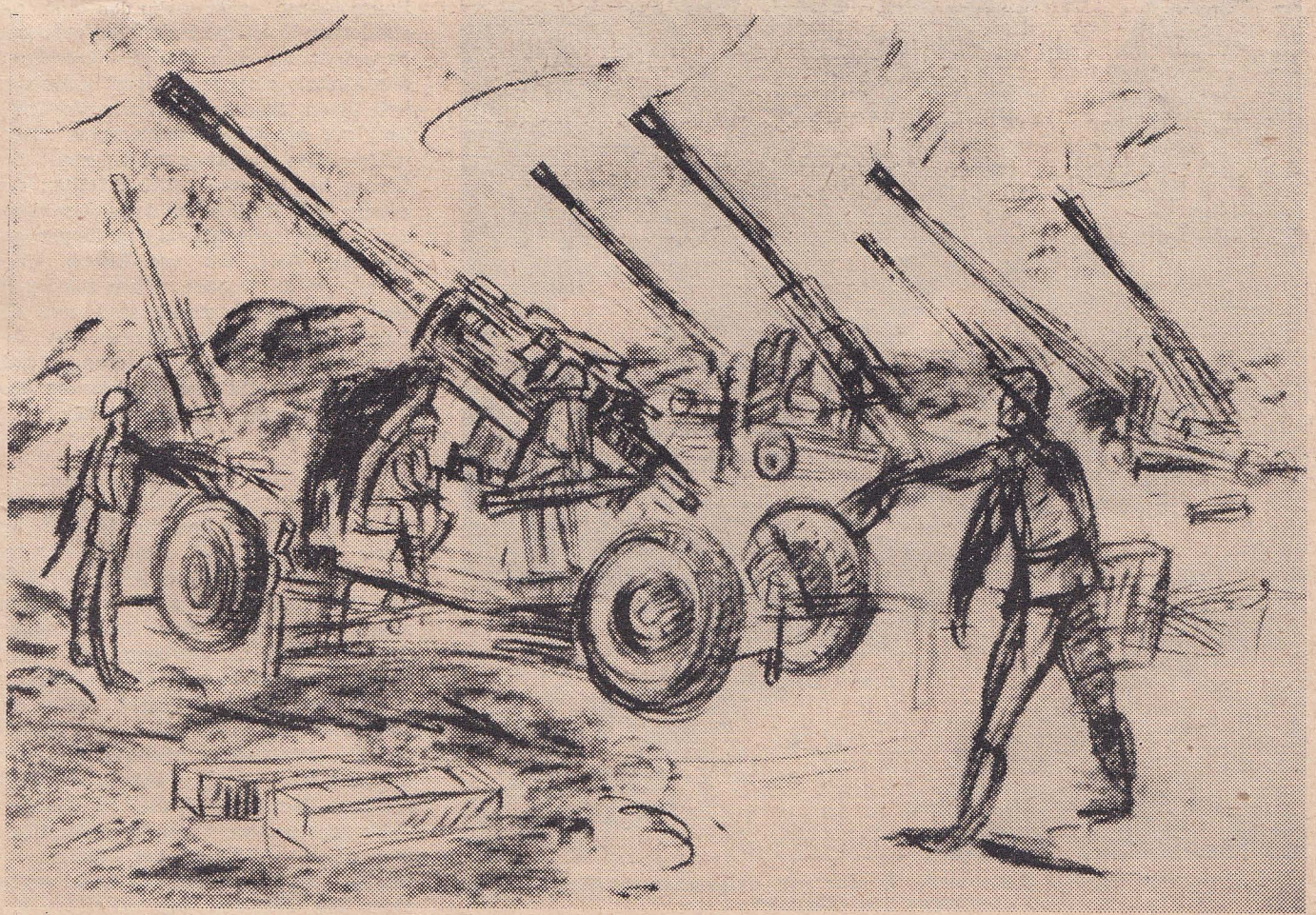
Und wer, glaubt ihr, war dieser Junge? Der Sohn einer einfachen Frau, einer Krankenschwester. Ja, das ist unsere Arbeiter-und-Bauern-Macht.

# Im Sommerlager



**Aus dem Skizzenbuch**
**des Genossen G. Klampäckel**

Es ist bisher noch nicht die Regel, daß unsere Künstler Werke aus dem Leben der Nationalen Volksarmee schaffen. Wir alle bedauern das sehr, da doch unsere Armee aus dem Leben in unserer Republik nicht hinwegzudenken ist.
Einer der wenigen, die sich bisher enger mit dem Leben der Volksarmee vertraut machten, ist Genosse G. Klampäckel aus Karl-Marx-Stadt. Die hier gezeigten Skizzen beweisen, daß er sich bemüht hat, gute Grundlagen für größere Werke zu schaffen. Wir wünschen ihm dabei viel Erfolg.



# Truppenteil Biermann war erfolgreich

**Von Oberleutnant Schubach**

*Vor einigen Tagen beendeten die Panzersoldaten des Truppenteiles Biermann eine erfolgreiche Übung. Die Genossen dieser Einheit, die erst vor kurzem ihre Schießaufgaben mit ausgezeichneten und guten Ergebnissen erfüllten und in den letzten Wochen wenig zur Ruhe kamen, arbeiteten mit großem Elan. So wurden die Gefechtsbereitschaft, die Organisation des Marsches, der Zustand der Technik und das Verladen der Einheit mit „gut" eingeschätzt. Alle an der Übung beteiligten Genossen erhielten für ihren selbstlosen Einsatz zwei Tage Sonderurlaub.*

*

Brütende Mittagshitze eines sonnigen Augusttages liegt über einem Übungsgelände unserer Nationalen Volksarmee. Eine große Anzahl Panzer sind auf dem freien, sandigen, nur mit Gras und Heidekraut bedeckten Platz aufgefahren. Die weißen Zahlen am Turm der Panzer leuchten hell im gleißenden Licht der Mittagssonne. Am Rande der Waldlichtung stehen Zelte, dampfen Feldküchen. Vor dem Stabswagen und den Zelten stehen Posten. Das Motorengeräusch eines LKW ertönt aus der Ferne, sonst aber herrscht Ruhe über dem weiten, zur Hälfte von Kiefernwald umgebenen Platz. Doch es ist nur eine scheinbare Ruhe. Selbst ein nicht eingeweihter Besucher würde spüren, daß hier etwas Besonderes vorbereitet wird. Im Schatten eines kleinen Wäldchens sitzt eine Gruppe Panzersoldaten im Kreis.

„Vor uns liegt eine große Aufgabe, die wir als Parteimitglieder durch persönliches Vorbild und kameradschaftliche Hilfe gegenüber anderen Genossen lösen müssen." Ein großer, schlanker Hauptmann spricht über die Hauptschwerpunkte dieser Übung. Es ist der Parteisekretär, Genosse Grabarek. Er erinnert an einige kleine Mängel, die noch immer auftreten und fordert alle Parteimitglieder auf, ihre ganze Kraft zur Beseitigung dieser hemmenden Erscheinungen einzusetzen. Oberleutnant Spindler, der technische Offizier der Einheit Pliwischki, meldet sich zum Wort. Beim Verladen während der Nacht die Panzer nur mit Blaulicht einweisen, ermahnt er die Kommandanten. Ferner stellt er die Forderung, daß bei Havarie eines Panzers die Besatzung selbständig die Seile zum Abschleppen bereitlegt. Es sprechen noch einige Genossen auf dieser Parteiberatung. Sie sagen nicht viel, doch was sie zum Ausdruck bringen, spiegelt das Verantwortungsbewußtsein der Parteimitglieder wider, die zu erwartenden Aufgaben voll zu erfüllen.

*Die Stellungen wurden genommen. Panzer mit aufgesessenen Mot.-Schützen verfolgen den „Gegner"*

*

Aufheulend, durch die starken Arme der Panzerfahrer gebändigt, verläßt ein stählerner Koloß nach dem anderen den Parkplatz, um sich in das Marschband der Einheit einzureihen und dann den befohlenen Sammelraum zur Vorbereitung auf den Eisenbahntransport zu erreichen. Die Aufgaben sind gestellt, die Übung hat begonnen. Die Schatten der Bäume sind im Scheine der sich senkenden Abendsonne inzwischen länger geworden. Dort, wo vor knapp einer Stunde noch Panzer neben Panzer in Reih und Glied stand, sind nur die Panzerspuren übriggeblieben. In der Ferne aber wird das Motorengeräusch und das Rasseln der Gleisketten der Panzer schwächer und schwächer.

*

20.00 Uhr. Die Dunkelheit hat sich auch über das Gelände und die Anlagen des Verladebahnhofs SP. gesenkt, nur ein heller Streifen im Westen ist der Rest des Sonnentages. In gleicher Richtung zieht sich auch eine fast endlose Schlange von Güterwagen hin, deren Lokomotive schwarze, bizarre Wolken in den Nachthimmel schickt. Außer ein paar leuchtenden Weichen und Signalanlagen ist völlige Dunkelheit. Trotzdem herrscht hier ein reges Leben. Ein Panzer nach dem anderen rollt an die Verladerampe und wird vom Verladeoffizier eingewiesen. Während die Panzer vorsichtig vom letzten offenen Güterwagen über den nächsten bis zur Mitte des

Zuges vorfahren, rollen die Räderfahrzeuge gleichzeitig seitwärts auf die übrigen Waggons.

Vor jedem Panzer geht der Kommandant, der mit dem Blaulicht der Taschenlampe dem Fahrer ununterbrochen Zeichen gibt. Gerade kommt der Panzer mit der Nummer 355 vorsichtig herangerollt; Genosse Unteroffizier Goldmann, der Kommandant des Fahrzeuges, gibt das Haltzeichen. Wenig später sind die Genossen Jaraschewski und Löffler dabei, unter Anleitung ihres Kommandanten den ersten Balken mit Hilfe von Stützklammern vor den vordersten Laufrädern zu befestigen. Dumpf fallen die Schläge eines schweren Hammers. Wieder springt der Motor an, der Fahrer, Genosse Obst, rollt den Panzer vorsichtig mit der ersten Laufrolle über den Balken. Dann wird am Heck des Fahrzeuges der zweite Balken hinter die Laufrollen gelegt und befestigt. Wieder springt der Motor an, langsam rollt das Fahrzeug zurück und sitzt jetzt fest verkeilt zwischen beiden Balken. Schnell ging das. Unter den geübten Handgriffen der Besatzung wurde der Panzer in nur 10 Minuten sicher verladen. 20.50 Uhr. Oberleutnant Spindler meldet dem Kommandeur: Alle Fahrzeuge verladen! Das bedeutet die Erfüllung der Aufgabe noch 10 Minuten vor dem festgesetzten Termin.

*Jeder muß die Aufgabe genau kennen — nach diesem Grundsatz handelt der Panzerkommandant, Unteroffizier Goldmann. Hier weist er seine Besatzung in die Lage ein* Fotos: Schubach

✶

Die Nacht ist lange vorbei. Nach einer schwierigen Entladung der Fahrzeuge am Zielbahnhof (die Panzer mußten rückwärts von den Waggons heruntergefahren werden) und einem anschließenden Marsch ist der Entfaltungsabschnitt erreicht. Die Sonne brennt unbarmherzig vom Firmament herab. Da heißt es aufpassen und die Tarnung der Panzer sorgfältig vornehmen. Die Genossen der Einheit, in der Genosse Grabarek Parteisekretär ist, haben das richtig erkannt. Mit Kiefernästen gut getarnt, sind die Panzer kaum zu erkennen. Die Genossen wissen: jetzt gilt es, die Hauptaufgabe zu lösen, den Angriff auf die Stellungen des „Gegners".

Sie sind zuversichtlich, die Genossen des Panzers 355. Der Kommandant, Unteroffizier Goldmann, wurde am Vorabend des V. Parteitages als bester Kommandant der Einheit ausgezeichnet. Obwohl er erst als Richtschütze eingesetzt war, und sich nicht mit der Absicht trug, länger zu dienen, siegte in ihm das Pflichtbewußtsein. Nach einer Aussprache meldete er sich zur Prüfung als Kommandant, bestand diese mit „gut" und verpflichtete sich, bis 1961 zu dienen.

Der V. Parteitag der SED war für ihn, den ehemaligen Lokführer, Anlaß, den Antrag zu stellen, Kandidat der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, der führenden Kraft in der Nationalen Volksarmee, zu werden.

Aber auch die Genossen seiner Besatzung haben sich schon bewährt. Der Richtschütze, Genosse Jaroschewski, erfüllte seine Schießaufgaben mit guten und ausgezeichneten Ergebnissen, so z. B. die 5. Schulschießübung. Natürlich haben auch der Fahrer, Genosse Obst, und Genosse Löffler als Ladeschütze an der Erfüllung von Schießaufgaben wesentlichen Anteil.

✶

Zischend steigt nach einem hellen Abschuß eine rote Leuchtkugel in die Höhe. „Achtung!" Dann folgt eine Leuchtkugel „zwei Stern rot, zwei Stern grün", das Angriffszeichen.

Motoren heulen auf, die Tarnung wird beiseite geschoben, die stählernen Riesen brechen durch Zweige und Büsche und gehen auf breiter Front zum Angriff über; dumpf hallen die Explosionen der „Artillerievorbereitung". Dreck und Rauchfontänen spritzen hoch. Dazu das Geräusch der Motoren, in die sich das Knattern der MG-Salven mischt. Näher und näher rollen die Panzer an die „gegnerische" Stellung heran. Da, der erste Schuß von einer KWK. Dann ist die „gegnerische" Stellung überrollt. Weiter geht es in Marschkolonne zur Verfolgung des „Gegners". Die Marschstraße weist alle Schwierigkeitsgrade auf und verlangt der Fahrkunst der Panzerfahrer das Letzte ab. Ansteigende Hänge bis zu 30 Grad und entsprechende Neigungen, ausgefahrene, sandige Wege müssen gemeistert werden. Staubwolken erschweren die Sicht. Der Schweiß rinnt unter den dicken Panzerhauben der Fahrer. Dreckverkrustet die Gesichter der Kommandanten, die aus dem Turmluk ihrer Fahrzeuge schauen. Tapfer harren die aufgesessenen Mot-Schützen auf den Panzern aus, obwohl sie den Dreck und die Schwierigkeiten des Geländes besonders zu spüren bekommen.

✶

Der befohlene Verteidigungsabschnitt ist mit allen Panzern ohne Ausfall erreicht. Standhaft wurden alle Entbehrungen ertragen, doch die Übung ist nicht zu Ende.

Jetzt gilt es, die Panzer einzugraben. Auch die Genossen der Kompanie Haase, am äußersten rechten Abschnitt, richten sich zur Verteidigung ein. Das bedeutet allerhand Arbeit. Das Fahrzeug des Genossen Unteroffizier Philipp z. B. hat sich im unwegsamen Buschgelände festgefahren, außerdem ist der Öldruckverteiler defekt.

„Muß jetzt gleich wieder weitermachen", sagt uns Genosse Philipp nach einer kurzen Unterhaltung, die Einsatzbereitschaft des Fahrzeuges geht ihm über alles.

So gibt es auch in der zweiten Nacht der Übung wenig Schlaf für die Panzersoldaten. Unermüdlich wird geschanzt. Dabei leisten die Genossen der Kompanie Fleischer besonders gute Arbeit bei der Einrichtung ihrer Verteidigungsstellung. Dann, am Morgen des dritten Übungstages, kommt der Befehl, als Reserve einen neuen Verteidigungsabschnitt zu beziehen. Wieder gilt es, den Marsch zu organisieren, wieder muß die schwierige Wegstrecke des Vortages zurückgelegt werden.

✶

Das Zeltlager ist erreicht, die Übung ist bis auf die durch die Kommandeure theoretisch zu lösenden Aufgaben für die Panzersoldaten beendet. Die Panzer werden durch die Offiziere eingewiesen, noch einmal heulen die 500-PS-Motoren auf, um endgültig zu verstummen. Dann können die Panzerfahrer endlich die Hände von den Lenkknüppeln lösen. Doch gibt es keine Ruhe für die Panzersoldaten. Da müssen z. B. die Kanonen und die MG sofort von den Pulverrückständen der Übungsgranaten gereinigt werden, u. a. m. — wichtige Arbeiten, um die Einsatzbereitschaft der Panzer zu garantieren. Dabei greifen alle trotz Müdigkeit und Erschöpfung zu.

Diese Übung bewies: Die Panzersoldaten haben die Beschlüsse des V. Parteitages der SED verstanden. Die Söhne unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht wissen mit ihrer starken Technik und ihren Waffen die Vollendung unseres sozialistischen Aufbaus zu schützen.

# Wir sind eine Partei . . .

**In unserer Septemberausgabe druckten wir den Brief einer Wohnparteiorganisation ab und baten alle Leitungen der WPO, in deren Bereich Angehörige der Nationalen Volksarmee wohnen, uns ihre Erfahrungen mitzuteilen.**
**Nachstehend veröffentlicht die Redaktion dazu einige Beispiele.**
**Gleichzeitig rufen wir nochmals allen Leitungen der WPO zu —schreibt uns:**

1. **Welche Erfahrungen gibt es in eurem Bereich über die Zusammenarbeit mit den örtlichen Dienststellen der NVA?**
2. **Welche gesellschaftliche Arbeit wird von den Angehörigen der NVA in eurem Wohnbereich geleistet?**

## Auf der Grundlage der Beschlüsse werden die Auseinandersetzungen zu Ende geführt

**Stellungnahme zum Brief der WPO 72**

**an die „Armee-Rundschau"**

Werte Genossen!

Die im Brief der WPO 72 dargelegten Probleme berühren wichtige Fragen der Erziehung unserer Offiziere wie auch deren Familienangehörigen. Die Kritik der Genossinnen ist voll berechtigt. Wir haben zwar nach dem Beschluß des Politbüros vom 14. Januar 1958 zu diesen Fragen Stellung genommen und konkrete Maßnahmen zur Verbesserung der Arbeit auf diesem Gebiet beschlossen, haben aber die Anleitung der konsequenten Durchführung und die Kontrolle der Erfüllung dieser Beschlüsse vernachlässigt. Dies war ein Mangel in unserer Arbeit, aus dem wir die entsprechenden Schlußfolgerungen ziehen und teilweise schon gezogen haben.

Nach einer Besprechung mit den Genossinnen der Parteileitungen der WPO 71 und 72 führten wir im April eine Beratung mit den Genossinnen der sechs WPO durch, in denen der größte Teil unserer Genossen wohnt. Auf der Grundlage dieser Beratungen wurden folgende Maßnahmen festgelegt:

1. Verstärkte Einflußnahme auf alle Genossen in den Mitgliederversammlungen der Parteiorganisationen und in den persönlichen Ausprachen vor den Parteileitungen in bezug auf ihre gesellschaftliche Arbeit in den Wohngebieten wie auch auf die gesellschaftliche Tätigkeit ihrer Familienangehörigen.
2. Die Durchführung von Versammlungen und Zusammenkünften in unseren Parteiorganisationen unter Einbeziehung der Familienangehörigen der Genossen, auf denen der patriotischen Erziehung dienende Themen zu behandeln sind.
3. Maßnahmen zur Verbesserung der Arbeit mit den Familienangehörigen durch das Haus der Offiziere.
4. Um eine engere Verbindung mit den WPO zu halten, wurden Genossen verpflichtet, ständig mit den jeweiligen WPO zusammenzuarbeiten, um so die gegenseitige Information und die Mitarbeit unserer Genossen im Wohngebiet zu gewährleisten.

Im Ergebnis dieser Maßnahmen wurden zweifellos gewisse Erfolge erzielt, wie sie auch im Brief der WPO 72 zum Ausdruck kommen (z. B. die aktive Arbeit unserer Genossen im Nationalen Aufbauwerk).

Diese Erfolge hätten auch auf anderen Gebieten der gesellschaftlichen Betätigung größer sein können, wenn wir mit mehr Energie an die Verwirklichung der von uns gefaßten Beschlüsse herangegangen wären. Die von uns für die Verbindung mit den WPO eingesetzten Genossen haben ihre Aufgabe zum Teil nicht ernst genommen, und wir haben erst jetzt mit den Auseinandersetzungen mit diesen Genossen begonnen. Dadurch waren wir oft nicht darüber informiert, wie unsere Genossen und deren Familienangehörige in den Wohnbezirken tätig sind, was zur Folge hatte, daß Auseinandersetzungen mit inaktiven Genossen in der Parteiorganisation nur unkonkret geführt wurden. Andere aus den Wohnbezirken erhaltene Informationen entsprachen nur zum Teil oder gar nicht den Tatsachen, und so verfehlten die geführten Aussprachen ihre Wirkung. Dort, wo konkrete Hinweise gegeben waren, wie z. B. beim Genossen Oberleutnant Stolle, wurden auch die Auseinandersetzungen erfolgreich bis zu Ende geführt.

Insgesamt können wir feststellen, daß der größte Teil unserer Genossen und auch deren Ehefrauen aktiv am gesellschaftlichen Leben teilhaben — rund 50 Prozent der Ehefrauen unserer Genossen üben gesellschaftliche Funktionen aus (u. a. über 30 in Parteileitungen und über 50 im DFD).

Diese Tatsache täuscht uns aber keineswegs darüber hinweg, daß es einige Genossen Offiziere und Ehefrauen von Offizieren gibt, die sich nicht am gesellschaftlichen Leben beteiligen, die nur Nutznießer der Arbeit anderer sind. Mit ihnen werden wir auf der Grundlage der von uns gefaßten Beschlüsse die Auseinandersetzungen konsequent bis zu Ende führen.

Wir begrüßen den Aufruf der „Armee-Rundschau" an alle Parteiorganisationen, über ihre Erfahrungen auf diesem Gebiet zu schreiben und hoffen, daß wir aus diesen Erfahrungen weitere wichtige Hinweise für die Verbesserung unserer Arbeit erhalten werden.

**Leitung der Grundorganisation**
**des Kommandos der Seestreitkräfte**

## Die Kinder werden betreut

An unseren Gesamtmitgliederversammlungen nehmen im großen und ganzen alle Genossen der Armee teil. Wenn sie an diesen Tagen jedoch dienstlich verhindert sind, entschuldigen sie sich mit wenigen Ausnahmen. Leider muß aber dabei festgestellt werden, daß sich die Genossen Offiziere sehr in Schweigen hüllen. In der Diskussion könnten sie mehr aus sich herausgehen und manchen wertvollen Hinweis geben. Es gibt aber auch eine ganze Reihe anderer Genossen, die uns wertvolle Anregungen und Hinweise für die Entwicklung und Arbeit unserer WPO geben.

Da sind z. B. die Genossen Oberst Pretzsch und Oberstleutnant Kunze. Obwohl sie in der Dienststelle zu den Offizieren gehören, die über Mangel an Arbeit nicht zu klagen haben, nehmen sie großen Anteil an der Arbeit der WPO.

Die Genossen Major Menzel und Hauptmann Seelk stellen sich ebenfalls bereitwillig zur Mitarbeit im Wohnbezirk zur Verfügung. So hat Genosse Menzel sich bereit erklärt, einen Vortrag in einer DFD-Versammlung zu halten. Genosse Seelk hat sich in seinem Hause wiederholt mit den Hausbewohnern, die nicht Armeeangehörige sind, ausgesprochen und Hausversammlungen durchgeführt. Zur Festigung der Verbindung mit der Bevölkerung und zur Aktivierung der Nationalen Front haben wir alle in unserem Wohnbezirk wohnenden Genossen der Betriebe und der Armee mit der Betreuung eines Hauses beauftragt. Dadurch erreichen wir, daß in allen Häusern Hausversammlungen durchgeführt werden und die Genossen der Armee mit der werktätigen Bevölkerung in Verbindung bleiben.

Trotzdem gibt es auch negative Beispiele in unserem Bereich. Der Genosse Oberleutnant Triebel lehnte mit der Begründung er hätte „keine Zeit", die Mitarbeit ab. Unter anderem haben die Genossen Major Rebbien und Hauptmann Kipper den Weg zur Parteileitung der WPO noch nicht gefunden.

Gut gearbeitet wird im Haus Dr.-Otto-Nuschke-Straße 2. Es werden dort regelmäßig Hausversammlungen durchgeführt, und zu festlichen Anlässen wird das Haus geschmückt. In diesem Haus haben alle Frauen eine Funktion, sei es in der Partei oder im DFD. Jede Frau hat sich zu 20 Aufbaustunden verpflichtet, die von den meisten Frauen schon übererfüllt wurden. Die Genossin Pretzsch hat bereits die 50. Aufbaustunde hinter sich. Auch die Genossin Hering und Frau Meyer, die im DFD-Vorstand arbeitet, beide mit drei und vier Kindern, nehmen am gesellschaftlichen Leben regen Anteil.
Oft hört man die Meinung der Frauen, sie hätten kleine Kinder und könnten sich aus diesem Grunde am gesellschaftlichen Leben nicht beteiligen. Wir schlagen den WPO vor, es so wie wir zu machen: In einer DFD-Versammlung haben sich Frauen, die aus irgendwelchen Gründen nicht mit zum Ernteeinsatz gehen können, verpflichtet, Kinder von den Frauen zu nehmen, die zum Ernteeinsatz gehen.

Nachdem bekannt wurde, daß die Arbeit in der Landwirtschaft bezahlt wird, erklärte sich ein großer Teil der DFD-Freundinnen bereit, diesen Betrag zur Fruchtbarmachung der „Friedländer Wiese", auf der bis 1961 16 000 Rinder zusätzlich gezüchtet werden sollen, zu spenden. Ist das nicht eine gute Sache?

Auch dieses Beispiel ist nachahmenswert. Einige Genossen haben eine Baubrigade gebildet, die zusammengesetzt ist aus Angestellten, Volkspolizisten und Armeeangehörigen. Zur Hofraumgestaltung wurde diese Brigade bereits schon einmal eingesetzt und hat gut gearbeitet.

Das verstehen wir unter Erfüllung der Beschlüsse des V. Parteitages in der Wohnparteiorganisation.

**Helga Kunze, Gruppenparteiorganisator der WPO IV**

## Sie erklärten sich alle bereit

Alle Genossen unserer Grundorganisation erhielten den Parteiauftrag, ständig mit einem bestimmten Kreis der Bevölkerung unseres Wirkungsbereichs zu arbeiten und mit ihm alle wichtigen politischen und gesellschaftlichen Probleme zu besprechen. Bei dieser Arbeit wurden die Genossen unserer Grundorganisation ständig von jeweils zwei bis drei Genossen der Nationalen Volksarmee in den einzelnen Agitationsgruppen unterstützt. Diese Form der Arbeit hat sich als sehr gut erwiesen. Es wurde uns dadurch möglich, für jede Straße unseres Wohnbereichs eine Agitationsgruppe von zwei bis vier Genossen verantwortlich zu machen. Wir erreichten damit einen ständigen Kontakt zu allen Teilen der Bevölkerung unseres Wirkungsbereichs. Dabei hat es sich als besonders günstig erwiesen, daß stets ein und dieselben Genossen für ein und dieselbe Straße zuständig sind. In diesem Zusammenhang möchten wir noch hinzufügen, daß sich unser Wohnblock für Armeeangehörige in einem weit gestreckten Wirkungsbereich befindet, in welchem vorwiegend Siedler wohnen.

### Die Frauen für die gesellschaftliche Arbeit gewonnen

Bis vor etwa eineinhalb Jahren hatten wir große Schwierigkeiten, um alle Frauen von Angehörigen der Nationalen Volksarmee für die gesellschaftliche Arbeit zu gewinnen. Aus diesem Grunde sprach die Parteileitung unserer Grundorganisation mit der Politabteilung.
Daraufhin setzten sich die Parteiorganisationen in der Nationalen Volksarmee sehr kritisch mit den Genossen auseinander. Außerdem beschäftigten wir uns in einer Mitgliederversammlung, zu der wir alle Genossen der Nationalen Volksarmee eingeladen hatten, mit all den Frauen in unserem Wohnblock, die an keiner gesellschaftlichen Arbeit teilnahmen. Seit dieser sehr kritischen Aussprache, an der mehr als 150 Genossen teilnahmen und sich viele an der Diskussion beteiligten, hat sich die Arbeit wesentlich verbessert. Es gibt heute in unserem Wohnblock kaum eine Frau, die nicht wenigstens eine kleine gesellschaftliche Aufgabe übernommen hat, ganz abgesehen davon, daß ein großer Teil unserer Frauen berufstätig ist und die Zahl derjenigen, die im Arbeitsverhältnis stehen, ständig zunimmt.

Darüber hinaus hat die DFD-Gruppe 6a bereits im April d. J. einen Patenschaftsvertrag mit dem Volksgut Biesdorf abgeschlossen. Und seit dieser Zeit wurden von den Frauen dieser Gruppe etwa 2881 Stunden Feldarbeit geleistet. Den Arbeitserlös stellen die Frauen dem Volksgut zum Bau einer Waschanlage zur Verfügung. Seit Anfang Juli unterstützt auch die Gruppe 6e des DFD die Arbeit des Volksgutes. Damit bringen unsere Frauen zum Ausdruck, daß sie sich auch nicht vor manueller Arbeit scheuen und stets bereit sind, dort zuzugreifen, wo es notwendig ist.
Hervorzuheben ist auch die aktive Unterstützung des Nationalen Aufbauwerkes durch die Angehörigen der Nationalen Volksarmee, besonders bei der Gestaltung des Schloßparkes Biesdorf für die örtlichen Ferienspiele. Außerdem wurde von den Genossen der Nationalen Volksarmee die Lötschbergstraße in Biesdorf in vier Einsätzen ausgebessert. Durch alle diese Aufgaben wurde eine engere Verbindung zur Bevölkerung in unserem Wirkungsbereich hergestellt.

### Für die Jugendarbeit im Wohnbereich

Da auch in unserem Wirkungsbereich sehr wenig Jugendarbeit geleistet wurde, bemühen wir uns seit Anfang dieses Jahres, eine Verbesserung herbeizuführen.

Vignetten: Klampäckel

Eine Jugendkommission, bestehend aus Genossen unserer Grundorganisation, nahm ihre Tätigkeit auf. Sie unterstützte alle Wirkungsbereiche von Biesdorf, da auf Grund der altersmäßigen Zusammensetzung der dortigen Grundorganisationen der Partei wenig Hilfe geleistet werden konnte. Da die Jugendkommission trotz der Unterstützung durch die Genossen unserer Grundorganisation diese große Aufgabe allein nicht bewältigen konnte, führten wir eine Mitgliederversammlung durch, zu der die Genossen der Nationalen Volksarmee und die Genossen der Betriebsparteiorganisationen eingeladen wurden. Auf dieser Mitgliederversammlung wurde beschlossen, daß alle Genossen unter 30 Jahre, ganz gleich, ob sie der Grundorganisation des Wohnbereichs, der Nationalen Volksarmee oder den Betriebsgruppen angehören, die Arbeit unter der Jugend unterstützen sollen. Darüber hinaus erhielten alle Genossen, ganz gleich welchen Alters, den Parteiauftrag, mit einigen Jugendlichen, die ihnen von der Parteileitung genannt wurden, Verbindung aufzunehmen und sie für die Jugendarbeit im Wohnbereich zu gewinnen. Es kann gesagt werden, daß diese Arbeit bereits gute Erfolge gezeigt hat. So nahmen an einer ersten Zusammenkunft der FDJ-Mitglieder des Wohngebietes 50 Jugendliche teil, und es wurde dort eine FDJ-Gruppenleitung gewählt, die ihre Arbeit aufgenommen hat. Vorher erklärten sich in einem Gespräch mit den jungen Genossen unseres Wirkungsbereichs vier Genossen der Nationalen Volksarmee und eine Genossin unserer Wohngruppe bereit, für die Gründung einer FDJ-Gruppe zu sorgen und dieser Unterstützung und Hilfe zu geben.

### Was uns noch nicht gefällt

Aber auch bei uns gibt es noch eine ganze Reihe Schwächen und Mängel zu überwinden.
Es ist zwar so, daß fast alle Angehörigen der Nationalen Volksarmee und ihre Frauen die Arbeit in unserem Wohngebiet unterstützen. Es gibt aber auch einige, die nur so lange gesellschaftliche Arbeit leisten, soweit es ihnen keine persönlichen Unbequemlichkeiten bereitet. So nahmen z. B. am Tag der Opfer des Faschismus nur etwa zehn Genossen an der Großkundgebung teil. Wahrscheinlich zogen einige Genossen ein pünktliches Mittagessen vor. Außerdem gibt es auch Frauen, die nur wenige Stunden für die Feldarbeit aufbringen. Aber die Parteileitung und auch die DFD-Gruppen beschäftigen sich ständig kritisch mit solchen Genossen und Frauen, die nur so lange gesellschaftliche Arbeit leisten, solange sie nichts anderes, ihrer Meinung nach „viel Wichtigeres", vorhaben. Wir hoffen, daß wir damit diese Mängel nach und nach überwinden.

**Parteileitung der WPO 49, Berlin-Biesdorf**

Forum der Erzieher

# In jeder Minute politischer Funktionär sein

**Von Korvettenkapitän Erwin Lange,** ständiger Mitarbeiter

Neulich hatte ich ein Erlebnis, das mich zu tiefem Nachdenken veranlaßte.

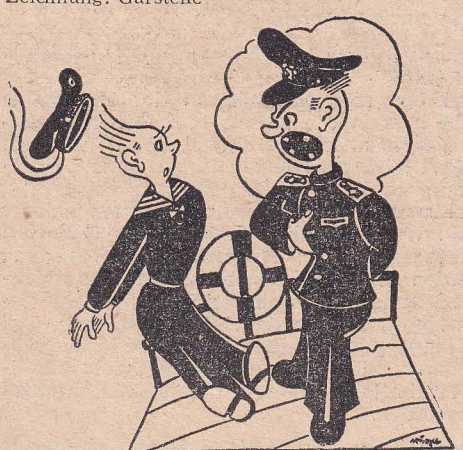
Es war gegen Ende einer Besprechung beim Abteilungschef in der Einheit Baumbach. Die Schiffe lagen rechts und links der Piers in Päckchen zusammen. Wenn Schiffe so dicht an dicht liegen, hört man viele Geräusche auch vom Nachbarschiff, besonders dann, wenn, wie an diesem Tage, hin und wieder die Bulleys geöffnet werden müssen, denn es war ein drückend heißer Tag. Da ertönte auf dem Nachbarschiff ein fürchterliches Gebrüll, so, als hätte einer durch eine Verstärkeranlage gesprochen, um sich auf einer großen Kundgebung auch dem letzten Mann verständlich zu machen.

Nun glaube keiner, daß es das Brüllen war, was mich so nachdenklich stimmte. Es gibt Momente, da muß man an Bord noch lauter schreien, und es gibt solche Schiffe, da muß man infolge des unheimlichen Motorenlärms — mit dem Schall in Wettstreit treten, wie zum Beispiel in der Einheit Zähler, die gegenüber der Einheit Baumbach liegt. Also nicht der Lärm, nicht das Brüllen war es, was mich zum Nachdenken veranlaßte, sondern das, was gebrüllt wurde und von wem es gebrüllt wurde.

Hier brüllte ein Obermeister, dazu noch Parteimitglied, eine Melodie ins Unteroffiziersdeck, die noch vor 14 Jahren im Choral gesungen wurde. Es war die Melodie des preußischen Kommiß. Das war es, worüber ich so sehr erschrak, was mich so nachdenklich stimmte. Hier blökte ein von der Arbeiterklasse zur Erziehung ihrer Söhne beauftragter Genosse Söhne der Arbeiterklasse an, die wie er dem Sozialismus dienen.

Aber es gab noch mehr Ursachen dafür, daß ich nachdenklich wurde. In der O-Messe saßen etwa acht Kommandeure, alles Parteimitglieder, die dem Kommandeur des Schiffes empört den Auftrag hätten geben müssen, diesen Genossen hart zu kritisieren. Es geschah nicht. Man ging zur Tagesordnung über. Nur Oberleutnant Mauer bemerkte: „Das hätte die Partei hören müssen", während Oberleutnant Scholz, Kommandant des Schiffes, auf dem gebrüllt wurde, nicht gerade empört, sondern sichtlich erheitert sagte: „Das war Balow."

Zeichnung: Garstelle



„Das hätte die Partei hören müssen!" Dieser Satz blieb unwidersprochen, und mit ihm blieb auch das ganze Problem, das mit ihm zusammenhing, unausgesprochen: der tägliche Kampf um die Festigung des Klassenverhältnisses zwischen Offizier und Matrose.

Ich erlaube mir deshalb die Frage an den Genossen Mauer: „Wer ist denn die Partei?" Das sind wir alle zusammen, das ist aber auch der einzelne Genosse. Und das bist du, wenn du ihre Linie zu deiner eigenen machst. Die Partei fordert, daß zwischen Offizier und Matrose ein festes Verhältnis von Klassengenossen hergestellt wird. Du warst dabei, als gegen diese Linie verstoßen wurde. Ja, es ist bekannt, daß du selbst oft auch dagegen verstößt.

Wenn du jetzt an Oberdeck stehst, lasse deinen Blick hinübergleiten zur Kabelkrananlage. Dabei wird dein Auge die Boote jener Einheit streifen, aus der ich dir jetzt erzählen will.

Es sind die Boote, von denen ich eingangs sagte, daß man auf ihnen oft sehr laut brüllen muß, da die Maschinen einen Mordslärm machen. Nur, Genosse, dort brüllt man sich zu, um sich zu verständigen, aber man brüllt sich nicht an. Weißt du, warum das so ist?

Dort führt die Partei als Kollektiv und durch den einzelnen Genossen.

Ich war dabei, als die Parteileitung sich mit einem Genossen auseinandersetzte, der sich nicht als politischer Funktionär fühlte und deshalb auch nicht als solcher handelte.

Er hatte also den gleichen Fehler wie du, Genosse Mauer, und wie einige andere Genossen. Auch er glaubte, es genüge, wenn der Matrose sein Gerät gut beherrscht, und vergaß, daß der Soldat der Volksarmee fähig sein muß, mit Löwenmut zu kämpfen. Ich will versuchen, das Gespräch, das die Parteileitung der Abteilung Zähler mit ihm führte, zu rekonstruieren.

Höre zunächst den stellvertretenden Parteisekretär, den Genossen Richter: „Ich will dir ganz offen sagen, woran es liegt, daß du bei den Matrosen nicht als Erzieher auftrittst. Du hast keinen Kontakt zu ihnen als Klassenbruder. Du siehst sie nur als Menschen, die diese oder jene Maschine oder Waffe im Schlaf bedienen müssen."

Und ein anderer Genosse ergänzte ihn, indem er sagte: „Der zur Erreichung dieses Zieles erforderliche Drill in der Ausbildung wird dann mechanisch übertragen auf die Erziehung. So kommt es, daß eine in der Ausbildung notwendige und richtige Methode in der Erziehung zu großen Fehlern führt, weil sie in umgekehrter Richtung an das Bewußtsein der Menschen dringt. Anstatt zu überzeugen, verärgerst du die Menschen."

Interessant für dich und den Genossen Scholz sowie für den Genossen Balow ist auch die Feststellung des Genossen Hendrich, eines anderen Leitungsmitgliedes: „Wenn ein Genosse als einzige Erziehungsmethode den Zwang anwendet, hat er sich schnell von den Matrosen isoliert, und er läuft Gefahr, die Brücke, die ihn mit diesen verbindet, abzubrechen."

„Ein Genosse, der einer solchen Praxis nachjagt, verzichtet meist auch auf die kollektive Erziehung und politische Führung durch die Partei. Weil es anfangs gut zu gehen scheint, vor allem auf einfache und bequeme Weise, glaubt er, den Stein der Weisen gefunden zu haben. Stellt sich dann aber ein Mißerfolg ein, und das ist ganz natürlich, zieht er die Schrauben noch fester an. Zur ersten Zwangsmaßnahme kommt eine zweite usw. Der Genosse erzieht nicht nur den Matrosen nicht, sondern erzieht auch sich in der falschen Richtung, zu Oberflächlichkeit im Verhalten zum Klassengenossen. Zur Oberflächlichkeit gesellt sich gar zu oft und zu gern unkritische Unzufriedenheit über die Mißerfolge. Die Ursachen werden bei den anderen Genossen, bei deren ‚bösem Willen' gesucht. Es gibt nicht wenig Genossen, die dann die Schlußfolgerung ziehen: ‚Ich habe eben die schlechtesten Menschen bekommen.' Einmal zu dieser Auffassung gekommen, behandelt er sie als sogenannte Unverbesserliche." Diesen wichtigen Hinweis gab ein anderer Genosse der Leitung, und ich sage euch, Genosse Balow, Scholz und Mauer, das ist eine Lektion für euch.

Vielleicht sagt ihr jetzt, das höre sich in der Theorie ganz gut an, aber in der Praxis wäre es in dieser Abteilung sicher nicht anders als bei euch.

Weit gefehlt.

Das, was in dieser Leitungssitzung gesagt wurde, ist unumstößliche Praxis des Parteikollektivs und des Kommandeurs geworden. Ich habe selbst miterlebt, daß die gesamte dienstliche und gesellschaftliche Tätigkeit der Offiziere dieser Abteilung diktiert wird von ihrer sozialistischen Grundhaltung zum Matrosen, der für sie gleichberechtigter Kämpfer für die gemeinsame sozialistische Sache ist. Was Wunder, daß der Jargon in der Umgangssprache so gut wie ausgestorben ist, daß eine ruhige, aber parteiliche Atmosphäre herrscht und jeder zu jeder Zeit als Erzieher wirkt.

Das, Genosse Mauer, sage ich dir alles, um dir zu beweisen, daß man nur dann große Erfolge in der Erziehung und Ausbildung erreicht, wenn man sich immer als politischer Funktionär fühlt, als Klassengenosse der Matrosen.

Unter diesem Vorzeichen gesehen, wird es dir leicht fallen, das nächste Mal nicht zu sagen: „Das müßte die Partei hören", sondern: „Ich habe es gehört und mit mir die Partei."

Ja, und wenn dem so ist, dann wirst du auch selbst die Auseinandersetzung mit dem Genossen Balow führen beziehungsweise der Genosse Scholz als sein Kommandant und als Parteimitglied, nicht aber ein „Fremder".

# Nachrichtensoldaten im Wettbewerb

In der Nacht, unter den Bedingungen des Einsatzes chemischer und atomarer Waffen, mußten die Funker und Fernsprecher des Verbandes Rau ihre Aufgaben lösen.

Zuerst mußte eine Marschskizze angefertigt und danach marschiert werden. Aber kaum hatte die Übung begonnen, wurde chemischer Alarm gegeben.

In zwei Stunden mußten die Leitungsbautrupps eine 4 km lange Feldkabellinie entfalten und dabei einige Straßen, eine Eisenbahnlinie und einen 50 m breiten Fluß überwinden.

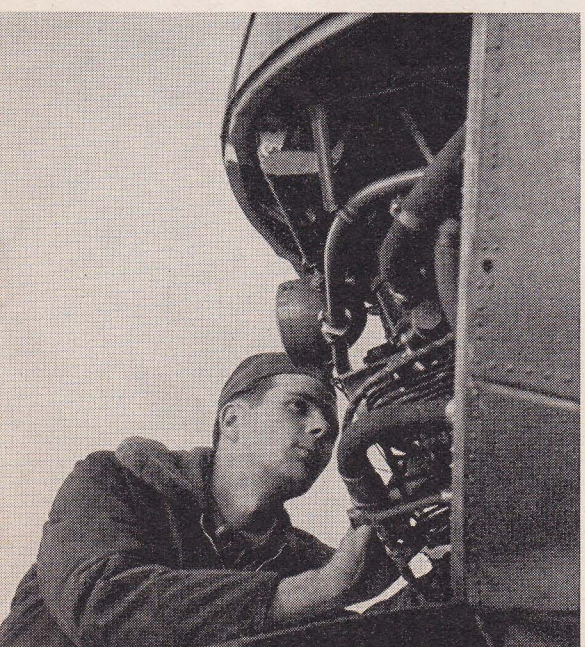
Beim Übermitteln eines Spruchs trafen wir den Funktrupp des Unteroffiziersschülers Wittig, der dann den 1. Platz belegte.

Bei der Auswertung nahm Wachtmeister Arndt freudestrahlend den Pokal aus den Händen des Vorjahrssiegers entgegen. Fotos: Garn (4), Brixy (1), Text: Usczeck

Oberleutnant Eis, der Staffelkommandeur, gibt den Einsatzbefehl: Eine Gruppe Pioniere ist im Hinterland des „Gegners" am Punkt X abzusetzen.

Die beiden Flugzeugführer, Oberleutnant Bordfeldt und Oberleutnant Schmieder, machen sich ihre Aufgabe klar. Sorgfältig studieren sie die Karte und die meteorologischen Angaben, die sie erhalten haben. Jede Einzelheit des schwierigen Geländes muß man sich einprägen, jede Kleinigkeit muß bedacht sein. Dann wird die genaue Flugroute berechnet, damit die Gruppe zur befohlenen Zeit, nicht früher und nicht später, ihren Einsatzort erreicht.

Währenddessen hat auf dem Flugplatz die Arbeit des technischen Personals bereits begonnen. Der Auftrag ist schwierig – um so notwendiger ist eine sorgfältige und verantwortungsbewußte Arbeit der Techniker. In wenigen Minuten ist der Hubschrauber abgedeckt. Dann wird jedes wichtige Teil, jedes Aggregat eingehend kontrolliert. Gute Vorbereitung der Maschine schützt vor Mißerfolgen im Einsatz – das ist der Grundsatz.



# FLUGZIEL-PUNKT X

Unteroffizier Klemm, der Bordmechaniker, prüft den Motor auf Herz und Nieren, nichts entgeht ihm. Er weiß, daß von seiner Tätigkeit viel abhängt – Leben und Sicherheit der Besatzung und die Erfüllung der Aufgabe.

Der Punkt X ist erreicht. Der Hubschrauber ist gelandet. Jetzt kommt es auf Schnelligkeit an – in wenigen Sekunden haben die Pioniere mit ihren Geräten die Maschine verlassen. Bald werden sie im Gebüsch, hinter dem Hang verschwinden, um den Befehl auszuführen, der sie ins Hinterland des „Gegners" führte.

**Auch der Waffentechniker, Unteroffizier Schmäh, nimmt noch einmal die Bordwaffe unter die Lupe. Ist sie richtig eingebaut? Kann es keine Hemmungen geben? Das sind die Fragen, die ihn bewegen.**

**Es ist soweit. Der SKP hat den Startbefehl gegeben. Oberleutnant Bordfeldt und Oberleutnant Schmieder konzentrieren sich nun voll und ganz auf ihren Auftrag: Die Gruppe zur befohlenen Zeit am Punkt X abzusetzen.**

**Schnell und diszipliniert sind die Pioniere nach den Anweisungen des Bordmechanikers eingestiegen, haben ihre Schlauchboote verladen und ihre Plätze eingenommen. Ihre Gesichter verraten wachsame Spannung.**

Fotos: Gebauer, Text: Usczeck

Hier links – das sind sie, die sechzehn Nachrichtensoldaten aus dem Funkzug der Kompanie Pels, mit denen wir, unterstützt von der Unterabteilung Massensport im Sekretariat des Präsidiums der ASV Vorwärts, am 10. Oktober eine militärsportliche Leistungsüberprüfung vornahmen. Das Programm lautete: 1000 m Laufen, die 200-m-Sturmbahn überwinden, danach binnen zehn Minuten zehn Schüsse aus dem KK-Gewehr (50 m Entfernung) abgeben und schließlich drei Keulenweitwürfe ausführen.

Wer wird nach der hohen physischen Belastung eher wieder voll einsatzfähig sein – die sportlich aktiven, körperlich durchtrainierten Genossen oder jene, die in ihrer Freizeit nur selten den Fuß auf den Sportplatz setzen und sich einzig auf den obligatorischen Dienstsport verlassen?

Der Test in der Kompanie Pels gab uns eine Antwort darauf – klar, eindeutig, unmißverständlich.

Die Laufzeiten (einschließlich Sturmbahn) betrugen bei den Sportlern durchschnittlich 6 : 09,3 Min., bei den Nichtsportlern 6 : 41,0 Min. Die Schießergebnisse jedoch – welch klare Sprache sprechen sie! Auf der einen Seite eine Durchschnittsringzahl von 44, auf der anderen von 23. „Wer soll nach dieser Strapaze noch die Ruhe finden, einen gut gezielten Schuß abzugeben?" moserten die Nichtsportler. „Von uns aus könnte es noch weitergehen, wir fühlen uns noch frisch und leistungsfähig", meinten die meisten aus den Kreisen der Sportler. Ein Beispiel mag für alle stehen: Gefreiter Günter Förster, aktiver Turner und Leichtathlet, mit 5 : 20,2 Min. Sieger der Laufetappe, hatte unmittelbar nach Überwindung der Sturmbahn einen Blutdruck von 150/80 (Puls 104); nach Beendigung des Schießens hatte sich beides schon wieder normalisiert. Soldat Walter Friedrich dagegen, mit 6 : 58,4 Min. Dreizehnter des Laufwettbewerbs und sportlich kaum aktiv, hatte in der gleichen Situation einen Blutdruck von 190/50 und einen Puls von 144 (fast doppelt so hoch wie normal!); war auch der Blutdruck nach dem Schießen auf die alte Höhe abgesunken, so betrug doch der Puls immer noch 120.

Und so war es im allgemeinen: Der Faden riß beim Schießen. Hier zeigte sich, daß die untrainierten, an hohe Belastungen nicht gewöhnten Genossen nur äußerst langsam abreagierten, nicht ihr altes Gleichgewicht wiederfanden und demzufolge schlecht schossen.

Der Sieg der Sportler war perfekt. Ob er nicht manchen der Verlierer und jenen, die durch ihr mangelndes sportliches Interesse gleichfalls dazu zählen, Anlaß zum Nachdenken sein sollte? K. H. F.

Fotos: E. Gebauer

**Gefreiter**
**Günter Wiesner**
**(Sportler)**
„Ärgerlich, daß mir zum 60-m-Keulenwurf noch 5 cm fehlten!"

**Soldat**
**Udo Hampel**
**(Nichtsportler)**
„Die Laufstrapazen waren zu groß. Ich schoß null Ringe."

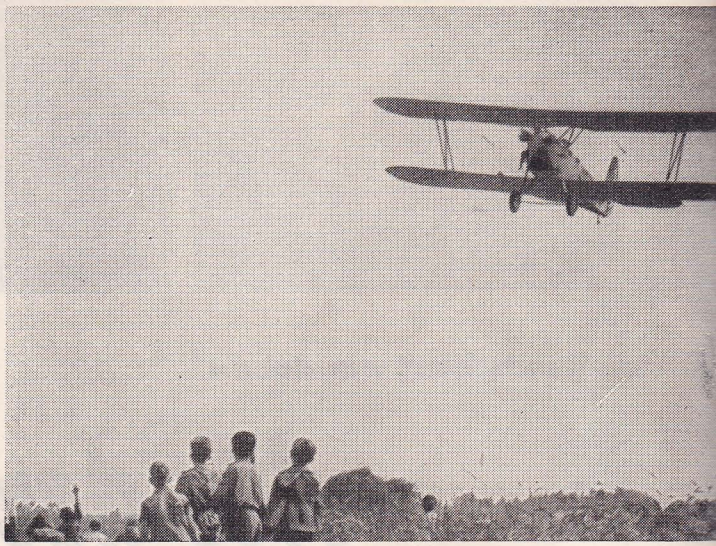
**Soldat**
**Manfred Stiller**
**(Nichtsportler)**
„An der Eskaladierwand war es aus. Keine Kraft mehr!"

**Unteroffizier**
**Horst Craemer**
**(Sportler)**
„Trotz der Sturmbahn – ich hätte noch weiterlaufen können."

„Armee-Rundschau“ war dabei:

# Als der Faden riß

„König“ Fußball, repräsentiert durch die auf unserem Bild bereits in Stellung gehenden Kanoniere, siegte beim Wettbewerb der Mannschaftszüge. „Sportler gegen Nichtsportler“ hieß es auf der 240 m langen Strecke. 2:02,0 min. bis zur Feuerbereitschaft brauchten die ersten, eine Minute mehr die zweiten. Während bei den Sportlern die Holme schon auseinander sind, streben die anderen Genossen noch mit acht Meter Rückstand der Stellung entgegen.



# Unsere Flieger waren in Ralbitz

Fotos: Scheibe, Text: Usczeck

**In der kleinen sorbischen Gemeinde Ralbitz führte eine Einheit der Luftstreitkräfte gemeinsam mit der GST einen Flugsporttag durch.**

**Er begann mit Flugvorführungen von Doppeldeckermaschinen. Großen Anklang fanden die Übungen der Fallschirmspringer, deren Höhepunkt ein Sprung aus 1200 m Höhe mit 20 Sekunden Verzögerung war. Kunstflugvorführungen anderer Typen und eine militärische Hindernisstaffel schlossen sich an. Den Tag beendete eine Kultur- und Sportveranstaltung.**

**Tausende Menschen aus Ralbitz und den benachbarten Orten waren herbeigeeilt, um ihre Soldaten zu sehen. Noch enger und herzlicher wurde die Verbundenheit der Werktätigen, der GST-Kameraden und der Flieger.**

# Auf den Kernbergen

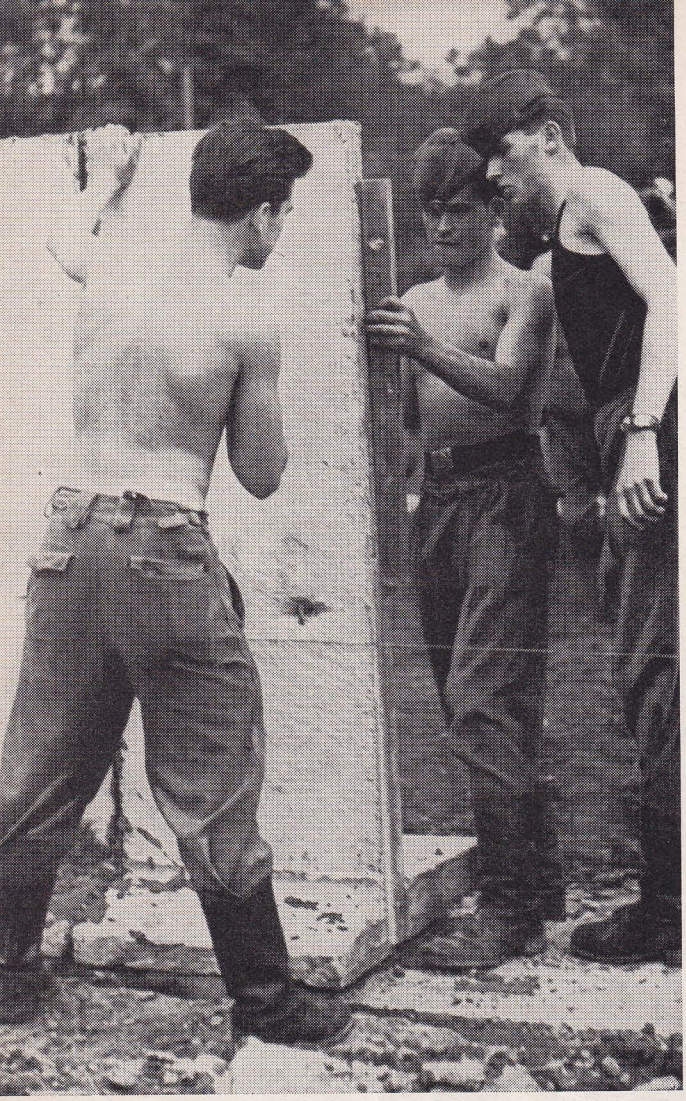
Fotos: K. H. Greulich, Text: Berghold

... waren am Sonntag, dem 28. September, aus den Betrieben und Schulen, aus den Wohnbezirken die Kameraden der GST und die FDJler der Stadt Jena zum Herbstgeländespiel gekommen. Soldaten der Nationalen Volksarmee und die Genossen der Volkspolizei standen den Jugendfreunden mit Rat und Tat zur Seite.

Unter der Losung: „Wir sind bereit zum Schutz unseres sozialistischen Vaterlandes! Der Frieden liegt in unserer Hand!" begeisterte diese interessante und spannende Sache alle Teilnehmer.

Aufspüren, beobachten, jede Veränderung beim „Gegner" an den Stab funken, angreifen – das war „eine Wolke".

# Soldaten an der Front



Das läßt sich mit dem alten Kommiß doch nicht vergleichen", hielt uns der 72jährige Genossenschaftsbauer Alfred Nichter aus Thälendorf im Kreis Rudolstadt entgegen, als wir ihn nach seiner Meinung über die Soldaten unserer Nationalen Volksarmee befragten. Er hatte allen Grund dazu, denn in den Tagen unseres Besuches war der Kreis Rudolstadt die „Front". Doch hier wurde nicht mit dem Karabiner gekämpft, nicht mit irgendwelchen modernen Waffen, sondern mit Hacke und Spaten und mit den blanken Fäusten ging es ans Werk. Wir wollen den Westen überflügeln. Das ist Kampfziel und Losung.

Wir müssen mit Hand anlegen, du und ich, wir alle. Dieser Gedanke ließ auch unseren Soldaten von der Nationalen Volksarmee keine Ruhe. Sie übernahmen im gesamten Kreis Rudolstadt den Bau der Maissilos. In Breitenheerda trafen wir sie beim Bau eines Erdsilos, in Sundremda beim Bau eines Durchfahrsilos und in Thälendorf bei der Errichtung eines gleichen Silos. Die fünf ersten Meter waren erstaunlich schnell aus Fertigteilen, die der VEB Betonwerk Rudolstadt geliefert hatte, aufgestellt und verschmiert. „Den Boden planieren wir gleich mit", erklärte uns Oberwachtmeister Rolf Reußner.

Unsere Soldaten sind mit Begeisterung bei der Sache.

„Hier könnte ich ein Vierteljahr lang mitarbeiten", meinte Soldat Gerd Herold lachend. Die Verpflegung ist ausgezeichnet. Die LPG „Freundschaft" in Thälendorf weiß die Hilfe zu schätzen. Und die Thälendorfer? „Sucht mir einen Staat, der solche Soldaten hat", forderte Genossenschaftsbauer Horst Engelhardt uns auf und gab selbst die Antwort: „So etwas gibt es nur, wo die Arbeiter und Bauern regieren." Er selbst hat einen unserer Soldaten im Quartier. „Wo sie nur konnten, haben sie mit zugepackt", erklärte er uns weiter.

Durch ihr selbstverständliches Handeln und durch ihr Auftreten in unseren Dörfern gewinnen die Soldaten die Menschen und beweisen, daß sie keine Söldner sind, keine Abenteurer oder Faulenzer, sondern Männer, die an der Seite unserer Arbeiter und Bauern kämpfen, damit der Sozialismus endgültig siegt.

Kollegen vom Rat des Kreises Rudolstadt, vom Rat der Stadt Blankenburg, aus den Betrieben und von den Massenorganisationen waren in Thälendorf bei der Arbeit. Es galt einen erheblichen Rückstand aufzuholen. Das Ziel aber wird erreicht, die Termine werden eingehalten. Unsere Soldaten kämpfen mit und schlagen eine Schlacht gegen Spießer und Mucker für den Sozialismus, für unsere Zukunft.

Fotos: K. H. Greulich, Text: J. Listrecker

# Was sich als „neu“ ausgibt

**Von Oberleutnant Hummel**

In vielen Städten und Dörfern unserer Republik trifft man des Abends Soldaten, Unteroffiziere, Offiziersschüler und Offiziere. Sie besuchen Kinos, Theater, Sportplätze und auch Gaststätten. Dabei kann man immer wieder sehen, daß die Genossen unserer Nationalen Volksarmee höflich und bescheiden gegenüber der Bevölkerung sind.

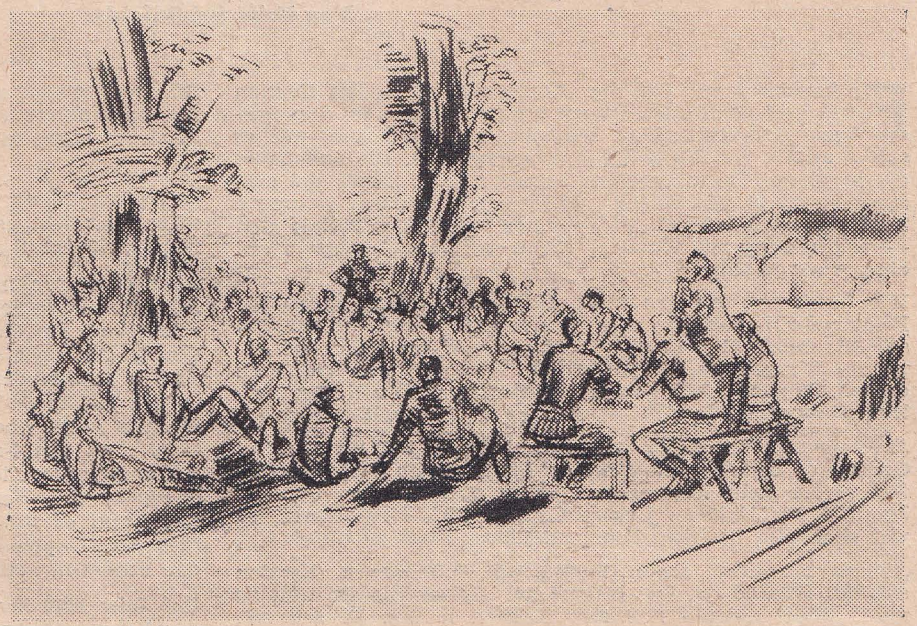
Das ist auch das Bild im Standort Dö. Dort sind es besonders Offiziersschüler, auf welche die Bevölkerung blickt. Leider wird dieses Bild manchmal von einigen Genossen getrübt, wie der Genosse B. auf einer Beratung von Jugendfunktionären zu berichten wußte.

Übermäßiger Alkoholgenuß, häufiges Wechseln der Mädchenbekanntschaften rufen den Unwillen auch unserer Werktätigen hervor. Das zeigt uns, daß in die Köpfe einiger Genossen offensichtlich noch nicht die Prinzipien unserer sozialistischen Moral und Ethik Eingang gefunden haben. Die FDJ-Organisationen der Dienststelle Dö. haben sich Gedanken gemacht, wie sie diesen Zustand verändern können. Sie sind dabei zu der Schlußfolgerung gekommen, Kontrollposten der FDJ einzusetzen.

Was will man damit erreichen?

Kontrollposten der FDJ, so wie sie uns aus den Betrieben und auch in einigen Fällen aus der Nationalen Volksarmee bekannt sind, sollen, wenn sie bestimmte Mängel und Mißstände antreffen, sofort für deren Beseitigung sorgen. Aber es geht doch in dieser Frage nicht allein um den Alkohol und das Verhalten zum anderen Geschlecht. Es geht um die Erziehungsarbeit im sozialistischen Jugendverband. Wir sind nicht der Meinung, daß die FDJ-Organisation der Dienststelle Dö. nichts zur sozialistischen Erziehung ihrer Mitglieder tut. Doch in diesen konkreten Fragen hat sie nicht erkannt, wohin sie ihre Anstrengungen richten muß. Wenn auf der 21. Tagung des Zentralrates der FDJ von einer gewissen Enge in der politisch-ideologischen Arbeit gesprochen wurde, dann bedeutet das nicht nur, daß wir die sozialistische Erziehung auf alle jungen Armeeangehörigen, auch auf die nichtorganisierten, stärker ausdehnen müssen, sondern daß unsere Erziehungsarbeit, eben entsprechend der konkreten Lage, auf solche genannten Schwächen und Mängel orientiert werden muß.

*Fortsetzung auf Seite 473*



Zeichnung: Klampäckel

UNTEROFFIZIER SPUTNIK:

## Ratschläge für den Marsch

*Soldat zu sein heißt dann und wann marschieren,*
*auch wenn man Flieger, Pionier, Tankist;*
*es schadet keinem, sich zu informieren,*
*was nun bei Märschen zu beachten ist.*

*Die Strecke führt durch Wiesen, Wälder, Sümpfe –*
*die Füße brennen dir seit kurzer Zeit?*
*Man trägt auf Märschen keine neuen Strümpfe!*
*Du wußtest das noch nicht? Das tut mir leid.*

*Du stöhnst, du hättest plötzlich was am Magen.*
*Das liegt an dir, weil du vorhin zur Rast*
*aus Langeweile doch mit viel Behagen*
*sechs Stückchen Kuchen aufgegessen hast.*

*Der Tag ist heiß. Die Flasche lockt? Bedenke,*
*du hast noch eine Stunde vor dir. Oder zwei.*
*Es ist beim Marsch wie in der Gartenschänke:*
*Wer einmal trinkt, der bleibt auch gern dabei.*

*Verzeihe mir, daß ich von Unterhosen,*
*von langen Unterhosen sprechen muß;*
*ich will dich wirklich nicht aus Spaß erbosen,*
*indes: Ein Wolf bereitet viel Verdruß.*

*Den Rucksackinhalt soll man gut verstauen;*
*mir ist das auch, vor Jahren mal, passiert:*
*da war mein Kreuz nachher mit fünfzehn blauen*
*und grünen Flecken schmerzhaft bunt verziert.*

*Vermeide auch, auf Kilometersteinen*
*von deinen Wegstrapazen auszuruh'n;*
*der Stein ist kalt, mag auch die Sonne scheinen,*
*du könntest dir – na, manches Üble tun.*

*Und gehe aufrecht! Der gekrümmte Rücken*
*ist auf die Dauer ziemlich unbequem;*
*auch setzt er nicht die Umwelt in Entzücken,*
*zumal den Mädchen ist er nicht genehm.*

*Wenn du die Gruppe führst: Verlockend eben*
*ist zwar der Asphaltstraße grauer Strich;*
*der unscheinbare Sommerweg daneben*
*ist allerdings gesünder, denke ich.*

*Ich bin beileibe keiner von der Sorte,*
*der alles besser wissen will, Soldat;*
*doch nimm getrost die paar gereimten Worte*
*als einen wohlgemeinten Freundesrat.*

Vignette: Böhnke

# Die Bresche

**Von Fritz Schönfelder**

Es begann damit, daß der Offiziersschüler Rudolf Kersten während der letzten Übung unserer Einheit im Sommerlager vorzeitig seinen Wachposten verließ, um, wie er später angab, der Ablösung entgegenzugehen. Die Kompanie die in diesen Tagen unseren Gegner spielte, nutzte die entstandene Lücke aus, schlug eine Bresche und drang in unsere Stellung ein. Was half's, daß wir uns wie Löwen verteidigten — wir unterlagen. Hundert Mann wurden „besiegt", weil einer versagt hatte.

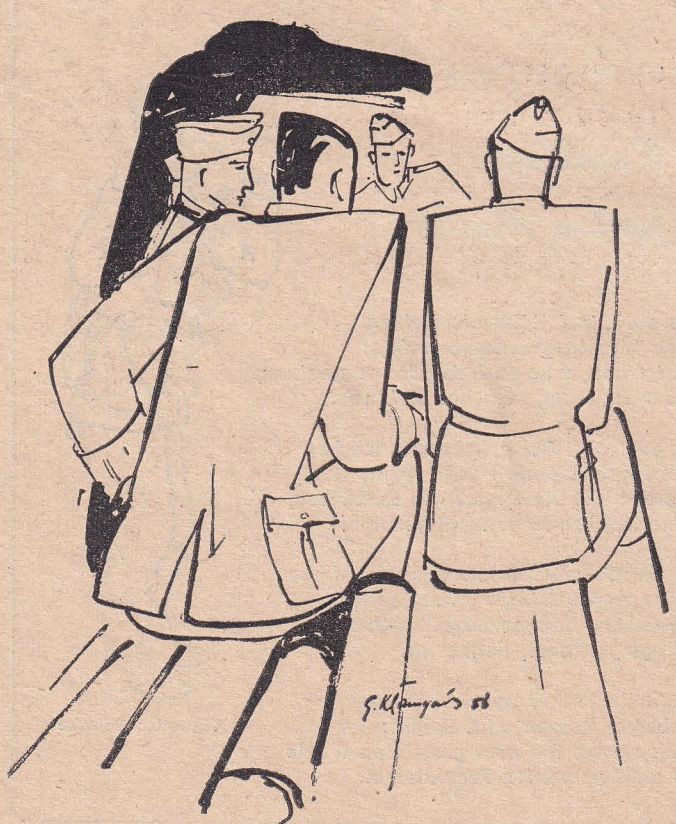
Wir beachteten Kersten nicht, als er am Abend durch die Reihen der Lagerfeuer zum Kompanieführerzelt schritt. Ich schämte mich für Kersten, denn er war mein Freund gewesen. Ich glaubte, nie mehr ein Wort mit ihm reden zu dürfen. Was er getan hatte, nachlässig und voll Bequemlichkeit, das konnte nicht streng genug verurteilt werden.

Jeder in unserem Kreis dachte wohl daran. Wir waren so in Gedanken, daß wir Hauptmann Steffenhagen erst bemerkten, als er nahe an unserem Feuer stand. Neben ihm erkannten wir Kersten. Unsere Gruppe rückte zusammen, so viel eben nur, um dem Kompanieführer Platz zu bieten.

„Setzen Sie sich!" sagte Hauptmann Steffenhagen. Kersten sah ihn fragend, ja, fast bittend an. „Setzen Sie sich mit zu uns!" Widerstrebend ließ sich Kersten nieder. Er saß mir gegenüber. Er blickte an mir vorbei, irgendwohin in den Abend.

„Ich möchte euch etwas erzählen, Jungens", begann der Hauptmann und legte einen Zweig in das aufprasselnde Feuer. „Es ist eigentlich die Geschichte einer Bresche, die nicht geschlagen werden konnte."

Diese Worte verwunderten uns. Was denn — keine Aussprache mit Kritik und Selbstkritik, eine Geschichte sollten wir hören?



„Sie geschah vor mehr als zwanzig Jahren", berichtete unser Kompanieführer und sprach, nachdem er eine Weile nachgesonnen hatte, mit leiser, fester Stimme weiter.

„Es war die Zeit, in der die Nazis mit Pauken und Trompeten ihre Epoche und deren Wunder verkündeten. Die Menschen, die einst gesagt hatten, Hitler bedeute Krieg, durften nicht mehr sprechen. Jeder laute Mund wurde gestopft.

Aber es waren noch Genossen da. Zu den jungen zählten Achim und Werner, die in einem großen Werk als Schlosser arbeiteten. In diesem Betrieb übte eine antifaschistische Gruppe Aktionen aus, die wie Sand in das Getriebe des Nazistaates geschleudert wurden. Flugblätter flatterten plötzlich in die Hallen; wie von Geisterhand wurden Losungen an Mauern geschrieben, die in riesigen Buchstaben für Thälmann und den Frieden, gegen Hitler und den imperialistischen Krieg weithin sichtbar leuchteten. Für diese Taten waren mutige Herzen und klare Köpfe nötig und Fäuste, die, wenn es not tat, zuschlagen konnten. Die Führer der illegalen Gruppe wußten, daß sie zwei solcher Genossen in den Freunden besaßen.

Das Jahr 1936 brachte mit Hitlerbomben und Hitlersoldaten den Krieg nach Spanien. In den vordersten Reihen der Internationalen Brigaden standen die deutschen Genossen. Ob sie bei Madrid oder in Berlin kämpften, es war ein Kampf.

Wie in Deutschland das ängstliche, jeden Sinn betäubende Leben zu einem guten, lebenswürdigen gestaltet werden könnte, verkündete ein Flugblatt, das, in einem Winkel des Landes gedruckt, sorgsam verborgen in die Städte gebracht wurde. In wenigen Exemplaren ging es von Hand zu Hand — es mußte in allen Händen sein.

In einer klaren Oktobernacht trafen sich die jungen Genossen bei einem Wäldchen, das sich nahe am Stadtrand erhob und ihren heimlichen Versammlungen Schutz bot. Acht Mann waren in jener Nacht zusammengekommen. Unter ihnen befanden sich die beiden Freunde.

Alle waren sich darin einig, das Flugblatt noch in dieser Nacht zu vervielfältigen. Als Werner fragte, wer die Abzüge am nächsten Tag übernehmen und zu den anderen Gruppen bringen würde, meldete sich Achim. Er habe doch Erfahrungen beim Verteilen der Flugblätter, auch würde er die anderen Genossen kennen, kurz, man solle ihm diese Aufgabe übertragen.

Eine Minute lang herrschte Schweigen. Achims Augen schienen jeden zu fragen, ob man ihm mißtraue, ob man nicht glaube, daß er dieser Aufgabe gewachsen sei. ‚Ich schaffe es, Genossen, ich schaffe es wirklich!' stieß er hervor.

‚Gut, Achim, du wirst die Abzüge verteilen. Aber nimm dich in acht. Sei vorsichtig. Die Flugblätter dürfen unter keinen Umständen in fremde Hände geraten. Unter keinen Umständen! Du weißt, was auf dem Spiel steht.'

‚Ihr könnt euch auf mich verlassen. Ich schaffe es schon.'

‚Dann viel Glück, alter Junge. Und nun wollen wir beraten, wie wir diese Aktion am besten ausführen.'

Die Gruppe scharte sich enger um Werner und vernahm seinen Plan.

Am folgenden Vormittag wartete Achim an einer Hauptverkehrsstraße auf Werner. Die illegale Druckerei befand sich im Keller eines alten Gebäudes, zu dem bisher kein Spitzel den Weg durch Höfe und winklige Gassen gefunden hatte. Um elf Uhr hatte Werner auf der gegenüberliegenden Straßenseite zu erscheinen und langsam in eine Nebengasse vorauszugehen. Dort stand ein brüchiger Holzschuppen, in

dem die Flugblätter ungefährdet übergeben werden konnten. Achim war von dem Gefühl der Sicherheit erfüllt. Er konnte seinem Freund vertrauen. Dennoch blickte er sich mehrmals um. Aber er sah nur harmlose Fußgänger, die geschäftig durch die Straßen eilten. Eine verdächtige, ihrer Sache feindlich gesinnte Person bemerkte er nicht.

In diesem Augenblick schlug die Uhr.

Achim wandte seine Augen von der anderen Straßenseite nicht mehr ab. In Gedanken zählte er die Schläge der Uhr. Fünf, sechs. Wenige Sekunden noch. Diese letzten Bruchteile der Zeit waren eine Folter. Neun, zehn. Der zehnte Schlag, dachte Achim, der zehnte. Ich muß ruhig bleiben, ganz ruhig. So ist es gut. Werner wird kommen, auf ihn war stets Verlaß. Wer weiß, weshalb er sich verspätete. Bestimmt war es nur eine Belanglosigkeit, irgendeine nichtige Sache und kein Grund zu Befürchtungen.

Das Uhrwerk hatte zum elften Schlag ausgeholt.

Die Zeit stand mit einem Mal still für Achim. Ihm war, als lebe er plötzlich allein auf der Welt, als sei der Lärm und das Getriebe um ihn ein sich langsam bewegendes Traumbild. Er merkte nicht, daß sich seine Lippen verfärbten.

Die Zeiger waren fünf Minuten vorgerückt. Achim spürte, wie sein Blut von einer unbezwungenen Macht schneller durch die Adern gestoßen wurde. Das Herz drängte nach allen Seiten, als wollte es sich einen Weg ins Freie bahnen. Ist das Angst? fragte er sich. Und er fragte sich noch, ob es besser sei, wegzugehen. Er blieb.

Als die Uhr neun Minuten nach elf anzeigte, erblickte er auf der gegenüberliegenden Straßenseite Werner. Erfreut, ihn endlich zu sehen, lösten sich auch die Spannungen, die in den verstrichenen Minuten das Herz bedrückt und die Glieder verkrampft hatten. Aber dieser glückliche Zustand blieb nicht. Achim bemerkte, daß Werner von zwei Männern begleitet wurde, die ihn zu einem Auto führten.

Über die vorbeirasenden Fahrzeuge fing Werner den Blick des wartenden Freundes auf. Er konnte ihm zwar nicht warnend zurufen, sich zu entfernen, aber eine Handbewegung gelang ihm, die Achim ein Zeichen der Gefahr geben sollte. Zu den Gestapobeamten sagte Werner, sie könnten es ihm nicht verbieten, den Kopf zu kratzen. ‚Ungeziefer!' zischte der eine zwischen den Zähnen hervor und krallte seine Hand in Werners Oberarm.

Achim erfaßte die Größe der Gefahr. Er stand wie gelähmt und hätte keinen Schritt gehen können. Die Verzweiflung, zusehen zu müssen, wie der Freund abgeführt wurde, sich umsonst den Kopf nach einem Mittel zu zerbrechen, das dem anderen helfen, ihn befreien könnte, diese Qualen ließen Achim erstarren. Von ihm allein hing das Schicksal des Freundes ab. Noch konnte er eingreifen und Werner und die Flugblätter, die der Freund verborgen bei sich trug, den Händen der Gestapo entreißen.

Achim war entschlossen, alles zu wagen. Dieser Wille verlieh ihm Kräfte, die er nie zuvor in sich gespürt hatte. Furcht und Zweifel fielen wie schwere Gewichte von ihm ab. Er fühlte sich frei und gelöst und meinte, sich vom Erdboden erheben zu können. Niemals hatte er so gefühlt, was es heißt, zu leben, zu atmen, den ganzen Menschen für die gute, gemeinsame Sache hinzugeben. Nie würde es den Nazis gelingen, eine Bresche zu schlagen.

In großen Sprüngen lief Achim der anderen Straßenseite zu. Autos mußten vor ihm abstoppen. Ein Verkehrspolizist blies in die Signalpfeife. Der Pfiff lenkte jeden Blick auf den Jungen, der zwischen Straßenbahnen und Fahrzeugen lief, zwischen Lärm und Gehupe und auf keinen Anruf achtete.

Er hatte die Straße fast überquert und richtete seine Augen auf Werner. Blitzschnell durchzuckte ihn der Gedanke, daß sie sich für das Wochenende verabredet hatten, fischen zu gehen. Ein Bach, der einige Kilometer vor der Stadt durch ein schattiges Tal sprudelte, sollte das Ziel ihres Ausfluges sein. Wieviele Forellen hatten sie dort schon aus dem klaren Wasser gegriffen!

Dieser Gedanke war von Achim noch nicht zu Ende gedacht, da schwenkte er, für die Zuschauer ungeahnt, nach rechts ab und warf sich vor einen Omnibus.

Die Gestapomänner standen, Werner in ihrer Mitte, vor dem Auto. Die Wagentür war bereits geöffnet. Da ließ sie ein Schrei aufsehen.

Kein Fahrzeug bewegte sich mehr. Der Menschenstrom flutete einem Punkt zu; jeder drängte sich zum Unglücksort. Werner riß sich aus den Griffen des einen Gestapobeamten und schlug dem anderen, der ihn wieder fassen wollte, die Faust ins Gesicht. Die Menschen trieben wie ein Keil vor. In diesem hastenden Durcheinander gelang es Werner zu entkommen.

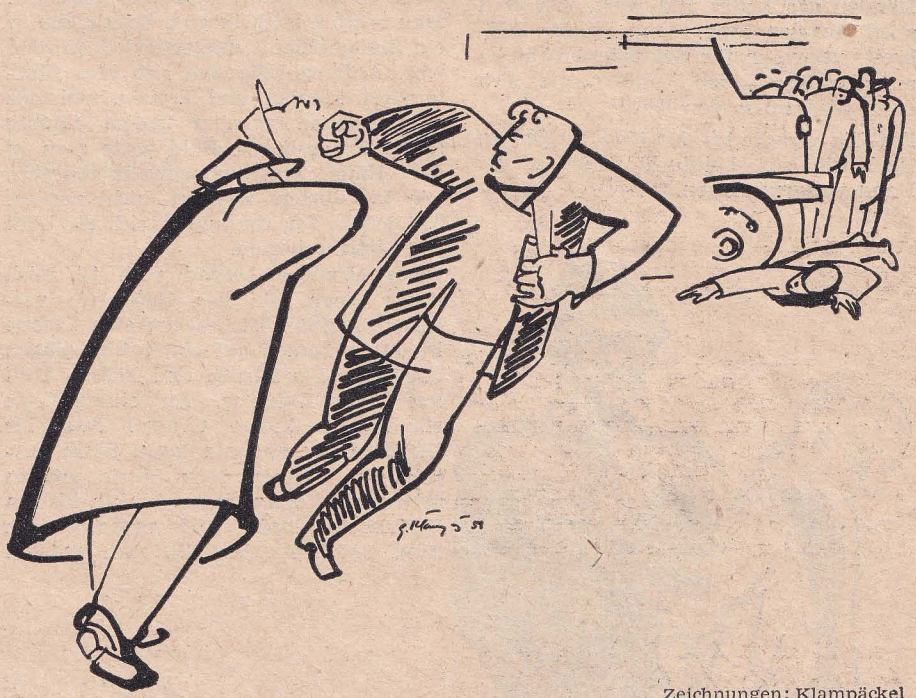
Noch am Abend erfuhr er durch Genossen, daß Achim nicht mehr lebte."

Hauptmann Steffenhagen hatte seine Geschichte beendet. Wir spürten plötzlich, wie kühl der Abend war. Einer aus unserem Kreis wollte wissen, was aus Werner wurde.

„Werner? Er kämpfte sich mit drei Genossen nach Spanien durch. Ihrer Gruppe gaben sie Achims Namen."

Wieder breitete sich die Stille um uns aus. Ein dünner Geruch von Asche stieg aus dem erloschenen Feuer auf. Irgendwo in den dunklen Wäldern schrie ein Nachtvogel. Am Himmel standen alle Sterne.

„Geht schlafen, Jungens." Während sich die anderen erhoben und unserem Lagerplatz zustrebten, rief mich Hauptmann Steffenhagen an seine Seite und sagte: „Ihr müßt jetzt dem Kersten helfen. Er gehört zu euch, trotz allem."



Zeichnungen: Klampäckel

Ich weiß, was ich zu tun habe, wollte ich entgegnen. Aber ich brachte kein Wort hervor.

„Ihr werdet es schon schaffen. Ich weiß es. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Genosse Hauptmann." Ich folgte den anderen und streckte mich mit ihnen auf dem Waldboden aus. Neben mir lag Kersten. Er hatte die Augen geschlossen, aber ich fühlte, daß er noch nicht schlief. Ich wollte ihm etwas sagen und wußte nicht, wie ich es sagen sollte.

Über uns rauschten die Gipfel, und manchmal, wenn ein Zweig zurückwich, zeigte sich ein Stück des hellen, vollen Mondes. Weil mir nichts anderes einfiel und ich mit Kersten sprechen mußte, gleichgültig wovon, sagte ich: „Morgen früh wird es kalt werden."

Er ergriff meine Hand, um sie lange Zeit nicht mehr loszulassen und stammelte: „Tob doch mit mir. Ich habe es nicht anders verdient. Tob doch! Ich ... Ich ..."

„Laß das jetzt und schlaf. Morgen ist auch noch ein Tag. Schlaf jetzt." Das war alles, was ich erwiderte. Ich wollte ihm ganz andere Sätze sagen. Aber diese großen Worte brachte ich nicht zustande. Weiß der Teufel, woran das lag.

# Mörderisches Spiel

**Erzählung**
**von**
**Atanas Mandoshijeff**

Vor kurzem beobachtete ich mit meinem sowjetischen Freund Orlow, dem ehemaligen Spieler einer Moskauer Basketballmannschaft, den Endkampf der beiden stärksten Sofioter Studentenmannschaften — der Universität und des Polytechnischen Instituts.

Unmittelbar vor dem Abpfiff dieses spannungsgeladenen Treffens erhielt die Universitätsmannschaft beim Stand von 59:58 für die Polytechniker zwei Strafwürfe zugesprochen. Die Spieler bildeten zu beiden Seiten einen „Korridor". Man spürte, daß die Spannung ihren Höhepunkt erreicht hatte. In der Halle ging etwas Unfaßbares vor sich. Der schrille Pfiff des Schiedsrichters, und im nächsten Augenblick senkte sich der Ball genau in das Netz. Rasch verstummte der Beifallslärm. Jetzt entschied der letzte Wurf alles. Erneut nahm der gleiche Spieler mit zitternden Händen das Leder und warf. Der Ball stieß an den Ring, dann an das Zielbrett, verweilte für Sekundenbruchteile auf der Rundschiene und neigte sich dann langsam in den Korb...

Zufällig wandte ich den Kopf zu Orlow. Blaß wie ein Leintuch nahm er die Hand von den Augen.

„Wenn der Ball nicht in den Korb gefallen wäre, was hättest du empfunden?" fragte er mich später.

„Es wäre ärgerlich gewesen, ja — das ist alles!"

Orlow lächelte: „Stell' dir einen Platz vor, ein Basketballzielbrett und irgendwo an der Seite das Gebell schwerer Maschinengewehre. Keine Zuschauer, oder vielmehr... Doch erzähle ich dir alles der Reihe nach.

Im Jahre 1943 gelang es mir, aus einem Konzentrationslager in der Gegend von Warschau zu entfliehen. Eine Woche lang verbarg ich mich in der Stadt. Dann nahm mich die Gestapo gefangen. Man brachte mich in eine Schule, die in ein Zivilgefängnis umgewandelt worden war. Anfangs befanden sich hier fünfhundert Männer und Frauen, meistens Polen. Dann wurden täglich fünfzig Mann fortgeschafft. Bald hörte man in der Nähe Maschinengewehrgeknatter. Die Entführten kehrten nicht zurück. Mit jedem Tag verringerte sich die Zahl der Eingekerkerten.

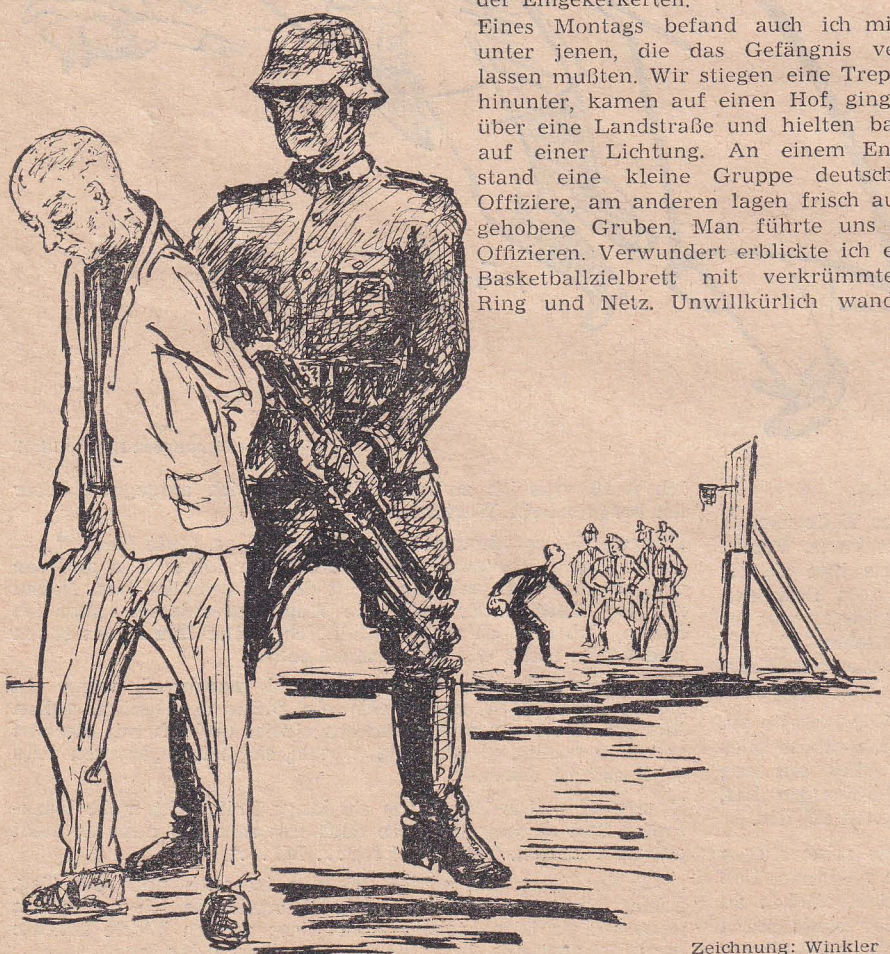
Eines Montags befand auch ich mich unter jenen, die das Gefängnis verlassen mußten. Wir stiegen eine Treppe hinunter, kamen auf einen Hof, gingen über eine Landstraße und hielten bald auf einer Lichtung. An einem Ende stand eine kleine Gruppe deutscher Offiziere, am anderen lagen frisch ausgehobene Gruben. Man führte uns zu Offizieren. Verwundert erblickte ich ein Basketballzielbrett mit verkrümmtem Ring und Netz. Unwillkürlich wandte ich den Kopf, um das andere Zielbrett zu suchen. Es war jedoch keines vorhanden. Für einen Augenblick weilten meine Gedanken in Moskau, im herrlichen ‚Dynamo'-Stadion. Aber nur für einen Augenblick, dann schreckte mich die schroffe Stimme eines Gestapomannes aus meinen Gedanken auf. Es war ein junger Mann mit farblosen Augen und feinem, blondem Schnurrbart.

‚Achtung! Ihr seid zum Tode verurteilt. Dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Oberst jedoch, der ein großer Basketballfreund ist, habt ihr die Chance, euer Leben zu retten. Jeder von euch erhält das Recht, von diesem Platz aus' — er zeigte auf eine am Boden aufgezeichnete Linie — ‚zehn Würfe in den Korb zu versuchen. Wenn acht davon gelingen, ist das Leben des Betreffenden außer Gefahr. Wenn nicht, wird er erschossen! Wie im Märchen, nicht wahr? Wenn du nicht in einer Nacht das ganze Stroh in Gold verwandelst, erwartet dich der Tod! Ihr habt zweifellos weitaus bessere Bedingungen; von euch werden nicht einmal zehn, sondern nur acht Bälle verlangt!' Die Offiziere lachten schallend auf, den faden Scherz unterstützend.

Ein Zittern lief durch meinen Körper. Der Oberst, ein ‚Freund' des Basketballs, hatte sich eine gräßliche Folter ausgedacht. Die Mörder wollten sich an dem Unglück jedes einzelnen von uns ausgiebig weiden. Acht Bälle von zehn in den Korb treffen! Das ist selbst für einen guten Spieler sehr schwer.

Das Leben ist dem Menschen teuer. Wer hätte diese verhängnisvollen Würfe nicht probieren wollen? Vielleicht bringt einer dieses Wunder sogar fertig? Die Angst der Verurteilten, dann die Hoffnung in ihren Augen, die Erregung, die Versuche, sich zu konzentrieren, die erste Enttäuschung, dann die zweite und dritte, die Verzweiflung oder eine ohnmächtige Wut — das alles erschien den Gestapomännern amüsant. Sie genossen die kurzen Szenen, die sich, eine nach der anderen, vor ihnen abspielten.

Da trat ein Mann mittleren Alters mit ergrauten, zerzausten Haaren und blassem Gesicht an die mit einem Stiefelabsatz aufgezeichnete Strafraumlinie. Die Hände zitterten. Er beugte sich, nahm den Ball, hob ihn über die Schulter... Nein, so ging es nicht. Dann nahm er ihn zwischen die Knie, um ihn erneut über die Schulter zu nehmen. Wurf! Der Ball fiel nieder, ohne überhaupt den Ständer erreicht zu haben. Der Verurteilte nahm das Leder zum zweiten Wurf. Diesmal warf er zu kraftvoll. Der Ball sprang an das Zielbrett und zu ihm zurück. Den dritten Ball warf er von unten, von den Füßen. Die Flugbahn war richtig, aber zu kurz. Der Unglückliche seufzte tief auf. Man führte ihn abseits.



Zeichnung: Winkler

Ein anderer Todeskandidat trat an die Linie, fast ein Alter. Er drehte den Ball in seinen Händen:

‚Nein, ich kann nicht', sagte er.

‚Schade', antwortete ein Offizier zerstreut, und der Unglückliche wurde abgeführt.

Irgendwo erscholl ein lautes Schreien. Ein Maschinengewehr trat in Tätigkeit. Ein Verurteilter nach dem anderen trat heran und trat weg. Unsere Gruppe schrumpfte zusammen. Noch zwanzig Mann zählten wir.

Schließlich trat ich an die Linie. Mich erfaßte eine wilde Leidenschaft und der Wille, den Mördern unter allen Umständen zu beweisen, daß es ihnen auch durch diese verfeinerte Folter nicht gelingen wird, uns zu überwinden. Ich nahm den Ball in die Hände — er war gut, schien jedoch etwas schwerer als normalerweise ein Basketball. Ich blickte zu den Offizieren, drückte den Ball leicht mit beiden Händen, dann zwischen den Knien, und sah auf das Zielbrett. Der Ring war etwas verbogen. Der erste Wurf ist immer der schwierigste, seines Gelingens kann man niemals sicher sein, zumal auf fremdem Platz. Dieser Wurf dient als eine Art Richtschnur. Jetzt aber durfte man einfach nicht danebenwerfen. Außer dem Brett sah ich nichts, ich zielte. In dieser Sekunde erinnerte ich mich unseres Trainers Pjotr Demjanytsch. Er zwang uns, hundert Strafwürfe hintereinander auszuführen. Schlecht war derjenige, dem nicht mindestens siebzig Bälle glückten.

Langsam beschrieb der Ball eine Kurve und fiel in den verbogenen Ring.

Ich machte mich für den neuen Wurf fertig. Jetzt war ich ruhig. Jetzt nur aufmerksam sein. Ein neuer Wurf. Hopp! Der dritte und vierte waren ebenfalls sehr gut. Beim fünften Wurf trat eine Krise ein: Der Ball stieß an das Brett, fiel aber dennoch in den Korb. Dies war ein Zeichen, daß ich mich in einiger Erregung befand. Ich wartete, bis ich mich beruhigt hatte. Ich bemerkte, daß mich die Offiziere verwundert anblickten. Meine Kameraden bissen die Zähne zusammen, und in ihren Augen flammte Hoffnung auf. Der sechste Wurf war für mich der schwierigste. Wenn ich ihn in derartigem Zustand der Nerven zuwege bringe, wird das Weitere schon leichter sein. Ich befand mich in einer Situation, wie einmal bei einem Wettkampf mit den Tbilissiern. Es sollte ein Strafwurf ausgeführt werden, der entscheidende Bedeutung besaß, weil wir einen Korb weniger verzeichneten als die Gegner, bis zum Schlußpfiff aber nur noch zwei Minuten verblieben. Damals war ich sehr müde und atmete schwer. Dennoch gelang es mir, mich zu beruhigen und den Ball in den Korb zu treffen ...

Ich visierte, meine Hände warfen den Ball leicht — zum sechsten Mal in den Korb. Wenn du wüßtest, welche Erleichterung das bedeutete! Anschließend warf ich sicher auch die restlichen vier. Zehn von zehn! Die Offiziere stritten laut um irgend etwas untereinander. Meine Kameraden gerieten in Aufregung und freuten sich über meinen Erfolg. Vielleicht wird es ihnen ebenfalls gelingen? Alles kann gelingen! Ein junger Offizier löste sich aus der Gruppe und sagte laut und langsam:

‚Ihnen gelangen zehn von zehn möglichen. Man sieht, Sie sind ein großer Meister. Der Herr Oberst gibt Ihnen die Möglichkeit, auch die dort zu retten', und er zeigte auf die übriggebliebenen fünfzehn Todeskandidaten. ‚Dazu müssen Sie fünf weitere Strafwürfe ausführen. Wenn Ihnen das gelingt, wird euch allen das Leben geschenkt. Wenn nur ein Ball danebengeht, so bedeutet dies das Ende von allen, auch von Ihnen. Aber Sie können auch ablehnen und am Leben bleiben. Wollen Sie nicht ein Held werden?' lachte mir der Gestapomann mitten ins Gesicht.

Die Unglücklichen wagten mich nicht einmal mit einem Blick zu bitten, als ob sie sich mit ihrem Schicksal abgefunden hätten. Die Offiziere erwarteten bestimmt Tränen, Gebete, Kniefälle. Die Gestapomänner irrten sich: Niemand von den Verurteilten wandte sich an mich, niemand begann loszuweinen ... Alle schwiegen. Ich mußte einen Entschluß fassen ... Seid ruhig, ihr Herren Offiziere! Der Kampf ist noch nicht beendet. Jetzt werdet ihr kennenlernen, wie ein Sowjetsportler erzogen ist. Ja, ich werde kämpfen. Ich könnte nicht mit reinem Gewissen weiterleben, wenn ich es ablehnen würde ... Was bedeuten schon diese fünf Würfe für einen sowjetischen Basketballspieler? sprach ich in mir, um mich zu beruhigen. Ich habe schon zwanzig hintereinander getroffen! Ich nahm das Leder ...

Die ersten vier Schüsse trafen in den Ring. Jetzt blieb der letzte, der entscheidende Wurf übrig! In diesem Moment bemächtigte sich meiner ein Schrecken, als sei ich von heißem Wasser übergossen worden. Ich versuchte, den Ball in die Hand zu nehmen. Mich ergriff eine derartige Schwäche, daß mir schien, ich hätte nicht genug Kraft, den Ball überhaupt zu werfen. Meine Kameraden sahen mich an, und in ihren Augen las ich die volle Sicherheit an meinem Sieg. Eine derartige Anspannung hätte ich nicht länger ausgehalten. Noch einmal werfe ich, dann wird mir leichter sein. Fast ohne zu zielen, warf ich schnell den Ball. Er traf an das Zielbrett, tanzte etwas auf dem Ring und purzelte schließlich wie ungewollt hinein. Glücklicher Zufall! Doch durchlebten in diesem Augenblick sowohl ich als auch bestimmt meine Kameraden höllische Qualen.

Niemals in meinem Leben war ich so froh, wie in jenen Sekunden, als die Verurteilten zu mir stürzten, meine Hände drückten und mich mit Küssen überschütteten. Erst der schroffe Befehl eines Offiziers gebot uns Einhalt ...

Wie man sieht, bin ich am Leben geblieben. Du glaubst, daß diese verhängnisvollen Würfe auch den anderen das Leben erhielten? Wenn es doch so wäre! Doch das ist eine andere Geschichte ..."

---

*Fortsetzung von Seite 469*

## Was sich als „neu" ausgibt

Eine der Grundforderungen unserer Erziehungsarbeit lautet, daß sie konkret sein muß. Wo könnten wir dieser Forderung besser Rechnung tragen, wenn nicht bei solchen „charakterlichen" Schwächen der Genossen.

In den FDJ-Organisationen der Dienststelle, in denen Genosse Laß Gehilfe für Jugendarbeit ist, hat man dieses Problem anders und richtig gelöst.

In den FDJ-Gruppen wurden dort Aussprachen mit Arbeiterveteranen organisiert, wo man sich an Hand der zehn Grundsätze der sozialistischen Ethik und Moral auseinandersetzte. Das Verhalten jedes einzelnen wurde kritisch eingeschätzt, und alte erfahrene Genossen haben den jungen Menschen an Hand ihres eigenen Lebens gezeigt, welche hohe Moral einen Kämpfer der Arbeiterklasse auszeichnet.

Wenn die Genossen in den FDJ-Organisationen der Dienststelle Dö. dieses Problem so anfassen, dann werden sie auch zu dem Ergebnis kommen, daß Kontrollposten nicht die geeignete Methode sind, um in dieser Richtung ernste Fortschritte zu machen.

Den Schwerpunkt ihrer Arbeit sollten sie darauf richten, in den FDJ-Gruppen wirkliche Auseinandersetzungen auf der Basis der Grundsätze der sozialistischen Ethik und Moral zu führen, und dabei aber nicht stehenbleiben, sondern vor allem die Einstellung zur Arbeit, zum proletarischen Internationalismus und zur sozialistischen Gesellschaft überhaupt in den Mittelpunkt rücken.

Die „Zirkel junger Sozialisten", Foren, Streitgespräche und Unterhaltungen mit Arbeiterveteranen sind bewährte Methoden, mit denen wir solche und andere Erziehungsaufgaben lösen können. Wenn wir jetzt im Jugendverband die 21. Tagung des Zentralrates auswerten und die Volkswahlen am 16. November 1958 vorbereiten, dann sollten wir auch an diese Seite des Lebens in den FDJ-Organisationen denken. Die Klärung von vielen „kleinen" ideologischen Fragen, gerade in der Wahlvorbereitung, wird dazu beitragen, daß alle FDJ-Mitglieder politisch-ideologisch noch mehr gefestigt und bewußt am 16. November 1958 ihre Stimme den Kandidaten der Nationalen Front geben. Die neue Qualität bei unseren Menschen besteht doch gerade darin, daß sie der Politik von Partei und Regierung nicht nur aus innerstem Herzen zustimmen, sondern auch b e w u ß t an der Lenkung und Leitung unseres Staates teilnehmen.

Dieses Bewußtsein schaffen wir bei unseren Armeeangehörigen nicht zuletzt, indem wir auf jede, auch die kleinste Unklarheit reagieren, indem wir uns mit allen bürgerlichen Auffassungen täglich und stündlich auseinandersetzen.

# Ein Mädchen, ein Gewehr und – ein Auto

Foto: Gebauer

*Die Überraschung ist perfekt: Ich suche ein Mädchen, „Meister des Sports", dunkelblond, mittelgroß, mit viel Esprit und einem gesunden Schuß Humor, sympathisch, aufgeschlossen und mit dem Herzen auf dem rechten Fleck. Ich hätte sie überall in dem Med. Punkt eines Artillerieregiments vermutet — nur nicht an dem immerhin recht beachtlichen Steuerrad des Sanitätskraftwagens. Doch ein Irrtum ist unmöglich: In der Uniform eines Wachtmeisters lacht sie mir aus dem Führerhäuschen des schmucken, blitzblanken „Granit" entgegen. — „Das hätten Sie nicht gedacht, was!" — Um ehrlich zu bleiben: Nein, wirklich nicht!*

*Prompt erfahre ich, daß Helga Schumann — Deutsche Meisterin 1957 im Schießen mit der Freien KK-Büchse — die Fahrerlaubnis I und II besitzt. Die Praxis und das einstimmige Urteil ihrer Vorgesetzten zeigen, daß sie nicht nur die KK-Büchse ausgezeichnet, ja meisterhaft zu handhaben weiß, sondern auch im täglichen Dienst des Artillerieregiments ihren „Mann" steht.*

*Sechs Jahre schon gehört die 23jährige Chemiefacharbeiterin und Tochter eines tüchtigen Schlossermeisters aus dem Kombinat „Schwarze Pumpe" den bewaffneten Kräften der DDR an. Viel hat sie in diesen sechs Jahren gesehen und erlebt, hat teilgenommen am allseitigen Aufstieg unserer Republik und ist geworden wie ihr Staat, in dem sie lebt und mit dem sie fest verwurzelt ist: Groß, kräftig, verständig, selbstbewußt, nie auf dem einmal Erreichten verharrend, sondern stets vorwärtschreitend, aufs Neue lernend, gewillt, den für einzig richtig befundenen Weg konsequent weiterzugehen.*

*Wie sie zum Sportschießen gekommen ist — will ich wissen. „Das ist ganz komisch", erklärt Helga Schumann unter herzlichem Lachen. „Es war 1955. Für die Frauenmannschaft meiner damaligen Dienststelle wurde noch eine Genossin gebraucht. Da ich immer als ‚Mädchen für alles' galt — ich betrieb damals Leichtathletik, spielte Hand- und Basketball —, sagte man: ‚Nehmt die Helga, die wird es schon schaffen!' So kam ich, ohne auch nur einmal geschossen zu haben, zu meinem ersten Wettkampf. Heute weiß ich nur noch, daß ich beim Anschlag kniend den dritten Platz belegte und darüber selbst fast erschrocken war."*

*Das war der Startschuß. Im Februar 1956 kam Helga Schumann zur neugebildeten Mannschaft Sportschießen des ASK Vorwärts Leipzig, mit der sie 1956 und 1957 den Titel eines Deutschen Mannschaftsmeisters errang. International kämpfte sie beim II. Deutschen Turn- und Sportfest in Leipzig sowie beim Internationalen Armeesportfest 1957 in Berlin, wo sie auch mit 552 von 600 erreichbaren Ringen die Norm „Meister des Sports" erfüllte. Seit Auflösung der Frauenmannschaft — Frühjahr 1958 — befindet sie sich als Kraftfahrerin im Med. Punkt besagten Artillerieregiments.*

*Hinter ihr liegen sechs Jahre Dienst in den bewaffneten Kräften und zweieinhalb Jahre ihrer Laufbahn als Sportschütze, gekrönt mit einer der höchsten Auszeichnungen, die unser Arbeiter-und-Bauern-Staat auf dem Gebiete des Sports zu vergeben hat. Wachtmeister Helga Schumann kann mit Recht stolz sein auf das, was sie geschafft hat. „Ich weiß jedoch", sagt sie, „daß es mir nie möglich gewesen wäre, diese Leistungen zu erreichen, hätte ich nicht von Anbeginn die Hilfe und Unterstützung unseres Staates gehabt. Dafür bin ich unserer Regierung sehr dankbar; deshalb will ich für die Festigung, für die Stärkung und für die Verteidigung unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates alle meine Kräfte einsetzen. So ist es auch am 16. November keine Frage für mich, die Kandidaten der Nationalen Front zu wählen. Sie haben mein volles Vertrauen, denn sie kommen aus dem Volke und kämpfen für unser aller Ziel, für den Sieg des Sozialismus."*

*Als Zeichen ihrer Dankbarkeit, ihrer Bereitschaft zur Mitarbeit am weiteren Fortschritt unseres Sports will Helga Schumann am Aufbau einer Frauen-Schießmannschaft ihrer Armeesportgemeinschaft mithelfen und deren Training übernehmen. Ihr persönlicher Wunsch: „Weniger Engstirnigkeit und weniger Schwierigkeiten bei der Beschaffung der erforderlichen Munition für mein eigenes Training!" — Das gilt Euch, Genossen des ASK Vorwärts Leipzig, und sollte Euch Anlaß sein, die bisher an den Tag gelegte Stiefmütterlichkeit gegenüber Eurer ehemaligen Klubkameradin abzulegen.*

*K. H. Freitag*

# DREI KANDIDATEN

**„Mit Schur ist kein Geschäft zu machen!"**

Jedem Radsportamateur, dem es bisher gelungen ist, das Regenbogentrikot im Felde der Weltbesten zu erkämpfen, wurden die verlockendsten Angebote zum Übertritt ins Profilager gemacht. Immer rieben sich gerissene Manager die Hände ob des gelungenen Geschäfts. Aber an diesem letzten Augusttag des Jahres 1958 in Gueux bei Reims machten sie nur lange Gesichter. Der erste deutsche Straßenweltmeister in der 31jährigen Geschichte dieses Titelkampfes ließ die gierigen Hyänen glashart abfahren. Daher auch die jammernde Schlagzeile der westzonalen „Sportillustrierten": „Mit Schur ist kein Geschäft zu machen!"

Nein, wirklich nicht. Der Maurer aus Heyrothsberge bei Magdeburg und jetzige Student an der DHfK hat schon immer gewußt, wo er hingehört. Der bescheidene Blondschopf weiß, wem er die Unterstützung für seine sportlichen Erfolge zu verdanken hat.

Über seine Popularität — nicht nur in unserer Republik — zu sprechen, hieße Fahrräder ins Diamantwerk nach Karl-Marx-Stadt tragen. Mit einem Tourenrad begann er. Nach einigen Erfolgen wurde man aufmerksam auf den Jungen, der sich nichts schenkte. 1953 wurde er Dritter der Friedensfahrt und sicherte seiner Mannschaft den Gesamtsieg. Zwei Jahre später errang er mit dem Einzelsieg dieses größten Amateurrennens der Welt seinen bisher größten Triumph. Zwei Jahre darauf zeigte er sich wiederum als ausgezeichneter Mannschaftskapitän und kluger Taktiker. Als am Morgen des 15. Mai das bunte Feld der Friedensfahrer in der polnischen Textilstadt Lodz zur letzten Etappe antrat, gab es kaum jemanden, der noch an dem Mannschaftssieg Volkspolens zweifelte. Aber mit kühlem Kopf und heißem Herzen warf Täve Schur seine Jungen in die Schlacht, drückte selbst mit Wolfgang Braune zusammen auf das Tempo. Und dann Tränen der Freude im Warschauer Stadion: Mit über sieben Minuten Vorsprung wurden die polnischen Sportfreunde auf den zweiten Platz verwiesen.

Täve hat sich noch nie als Nur-Sportler gefühlt. In vielen Jugendforen und Betriebsversammlungen sprach er über seine Erlebnisse, begeisterte die Jugend unserer Republik. Schon lange ist er Mitglied des Zentralrates der FDJ. Vor dem V. Parteitag bat er um Aufnahme in die Partei der Arbeiterklasse. Zu den Volkswahlen wurde er als Kandidat für die Volkskammer aufgestellt.

„Ich bin mir darüber klar, daß diese Arbeit schwerer sein wird, als Weltmeister zu werden." Aber er sagte auch, wie er sie bewältigen will: „Ich werde mich mit euch beraten, euren Vorschlägen und Anregungen folgen, mich für eure Interessen einsetzen und bin sicher, daß ich dann in eurem Sinne handeln werde."

**Manfred Preußger: „Bei mir hat es noch keiner versucht!"**

Sieben Stunden und sechs Minuten dauerte der harte Kampf der Stabhochspringer bei den Europameisterschaften der Leichtathleten in Stockholm. Am Abend herrschte schon eine empfindliche Kälte. Nur noch vier Springer standen an der 4,40-m-Marke: Der Finne Landström, der sowjetische Meister Bulatow, der Schwede Lind und der Deutsche Meister Manfred Preußger. Als dann 4,50 m aufgelegt wurden, schaffte der finnische Hüne diese Höhe beim zweiten Versuch, während Bulatow drei Sprünge benötigte. Unser Verdienter Meister des Sports, der auch nur zwei Versuche brauchte, ließ die Latte auf 4,55 m legen. Konzentriert setzte er zum Sprung an. Aber ein kurzer Streifer mit der Hand — als Manfred Preußger mit den Beinen die Grube berührte, fiel die Latte. So errang Manfred Preußger die Silbermedaille für unsere Republik. Europameister Eeles Landström meinte: „Der Titel hätte genausogut meinem Freund Manfred zufallen können ..."

Fest steht er mit beiden Beinen in unserem Leben. Über die Abwerbungsversuche der Lemmer-Agenten im Sport spricht er voll Abscheu: „Bei mir hat es noch keiner versucht. Sie wissen, daß sie bei mir auf Granit beißen."

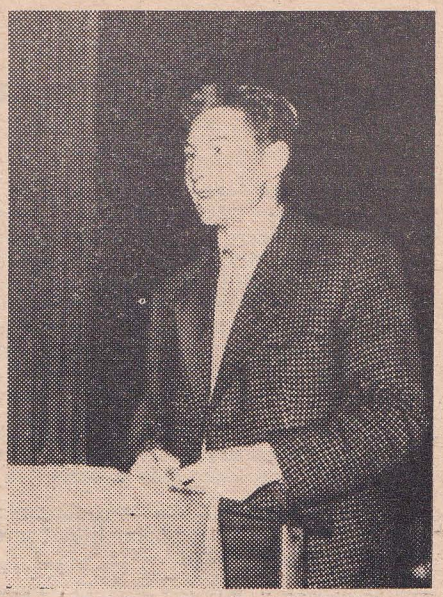


Foto: Kronfeld

*Manfred Preußger*

In Leipzig wurde Manfred Preußger als Nachfolgekandidat für die Volkskammer aufgestellt. „Ich bin dadurch jetzt sehr oft in Betrieben" sagte er. „Die Produktionserfolge der Arbeiter ringen mir Bewunderung ab. Und wenn mich dann einer fragt: ‚Na, Manfred, wann kommen bei dir die 4,60 m?', dann spornt mich das an, mein Training noch härter zu gestalten, um die Leistung zu verbessern. Ich kann doch die Kollegen in den Betrieben nicht enttäuschen."

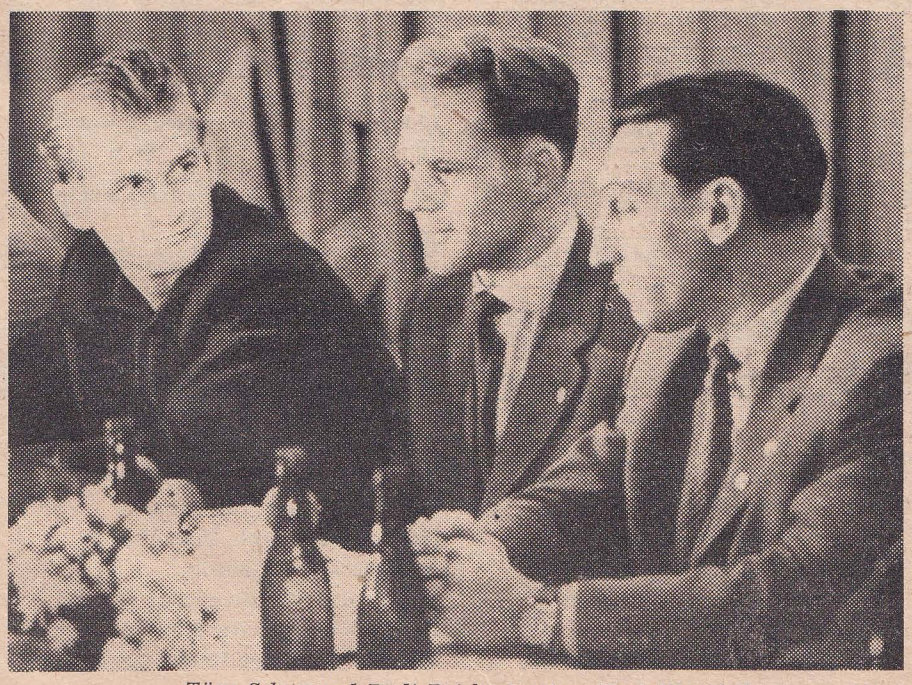
**Klar und kompromißlos: Rudi Reichert**

In einem Dorf auf der Insel Rügen wuchs der Landarbeitersohn Rudi Reichert auf. Der junge Metallarbeiter sah mit wachen Augen, wie gerade sein Jahrgang 1922 durch den Hitlerkrieg dezimiert wurde. Als einer der ersten bejahte er 1945 die neue antifaschistische Ordnung und arbeitete mit am Wiederaufbau seiner Heimat. Daneben vergaß er nicht den Sport, wo er sich dem Segeln — wie konnte es anders sein — verschrieben hatte. Unermüdlich lernte er. Immer neue Erkenntnisse gewann er. Über den Landessportausschuß Mecklenburg kam er in den Deutschen Sportausschuß, dessen Leitung er 1952 übernahm.

Mit seinem Wirken sind untrennbar die Bemühungen um Einheit und Freiheit im deutschen Sport, um die Entlarvung der abenteuerlichen Pläne der reaktionären westzonalen Sportführung verbunden. Wie oft brachte er den aalglatten Leiter des DSB, den Fabrikanten Willi Daume, durch seine Klarheit und Kompromißlosigkeit in Verlegenheit. Die erfolgreich geführten Verhandlungen zur Aufstellung der gesamtdeutschen Olympiamannschaften für Cortina und Melbourne waren nicht zuletzt das Verdienst Rudi Reicherts.

Der Träger des Vaterländischen Verdienstordens in Bronze wurde vom V. Parteitag in das Zentralkomitee der SED gewählt. Rudi Reichert, der seit Gründung des DTSB an der Spitze des Bundes steht, wurde als Kandidat für die Volkskammer aufgestellt. Es gibt keinen Grund, an seiner zukünftigen erfolgreichen Arbeit im Interesse des deutschen Sports in unserem Volksparlament zu zweifeln.

**Kurt Laube**



*Täve Schur und Rudi Reichert neben Karl Namokel* Foto: Bach

# KULTURARBEIT IST PARTEIARBEIT

Die Parteiorganisation des Truppenteils Kalkofe wertete Ende des vergangenen Jahres die Kulturkonferenz der Partei aus. Wenn in früheren Versammlungen sehr wenig Genossen zu den Problemen der kulturellen Massenarbeit sprachen, so war das bei unserer Kulturkonferenz anders. 22 Diskussionsredner, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, machten Vorschläge und übten Kritik. Wir beschlossen damals, daß alle Parteimitglieder und Kandidaten dem Theaterring beitreten, monatlich mindestens eine Theaterveranstaltung besuchen und ständig parteilose Genossen für den Theaterbesuch werben.

Wir beschlossen, daß jedes Parteimitglied und jeder Kandidat in einer Kulturgruppe oder einem Zirkel entsprechend seinen Fähigkeiten und Interessen mitarbeitet.

Wir beschlossen, daß die Parteiorganisation Stab eine Agitprop-Gruppe und einen Chor bildet und dazu auch die Familienangehörigen gewinnt.

Wir beschlossen, daß die Parteileitung der Grundorganisation in regelmäßigen Abständen über den Stand der Kulturarbeit berät und entsprechende Beschlüsse faßt.

Wie haben wir diese Beschlüsse in die Tat umgesetzt?

Ich möchte an einigen Beispielen erklären, wie die Parteileitungen auf die Kulturarbeit Einfluß nehmen und dafür sorgen, daß unsere Beschlüsse verwirklicht werden.

In der Grundorganisation, in der Genosse Schorr Parteisekretär ist, beriet die Parteileitung mit drei Genossen über die Schwerpunkte für ein Agitprop-Programm. Das fertig ausgearbeitete Programm wurde mit der Parteileitung diskutiert. Die Parteimitglieder der Agitprop-Gruppe erhielten die Aufgabe, das Programm den parteilosen Mitgliedern der Gruppe zu erläutern.

Die Parteileitung ist immer über den Stand der Arbeit dieser Gruppen informiert und hilft sofort, wenn es notwendig ist. In der Grundorganisation, in der Genosse Wolf Sekretär ist, herrschte lange die Meinung, daß es im Stab nicht möglich sei, Kulturarbeit zu leisten.

Da hat die Parteileitung den leitenden Funktionären des Truppenteils den Parteiauftrag gegeben, mit ein bis zwei Offizieren zu sprechen, um sie für die Kulturarbeit zu gewinnen. Das Ergebnis: 90 Prozent aller Angehörigen dieses Stabes nehmen an der Kulturarbeit teil. Der Kommandeur des Truppenteils warb drei Armeeangehörige und zwei Familienangehörige und gab damit das Beispiel für die anderen Genossen. In einer Grundorganisation leitet der Parteisekretär, Genosse Köberle, einen dramatischen Zirkel. Die Genossen haben sich das Ziel gesetzt, zu Ehren des 40. Jahrestages der Novemberrevolution Szenen aus dem Stück „Feuer aus den Kesseln" aufzuführen. Es zeigt sich bei uns, daß vor allem dort Erfolge in der Kulturarbeit erreicht werden, wo die Parteifunktionäre selber bemüht sind, die jungen Genossen für diese Arbeit zu begeistern.

Im Mai dieses Jahres hat unsere Parteiorganisation auf einem Parteiaktiv darüber beraten, wie die Beschlüsse der Kulturkonferenz zur weiteren Festigung der Einsatzbereitschaft bisher verwirklicht wurden. Die Kommandeure berichteten darüber, was sie getan haben, diese Beschlüsse durchzusetzen und wie ihnen die Parteiorganisationen dabei geholfen haben. Dabei gab es heftige Kritik, besonders am versöhnlerischen, inkonsequenten Verhalten einiger Kommandeure, welche die Beschlüsse über die Kulturarbeit ignorierten.

Die Entwicklung bei uns hat bewiesen, daß dort, wo es der Parteiorganisation ernst darum ist, die Forderungen der Kulturkonferenz und des V. Parteitages erfüllt werden.

Oberleutnant Arnold

*Zweifellos gibt der Beitrag des Genossen Arnold unseren Parteiorganisationen Anregungen, wie sie die kulturelle Bildung ihrer Mitglieder verbessern können.*

*Für falsch halten wir jedoch, daß die Arbeit der Parteileitungen zu einseitig auf die Entwicklung von Kulturgruppen orientiert ist. Offen bleibt auch, welche Rolle die FDJ im Kulturleben spielt und wie die Zusammenarbeit zwischen den FDJ- und Parteileitungen ist.*

*Wir sind auch der Auffassung, daß es in der kulturellen Massenarbeit nicht so sehr um Prozentzahlen als vielmehr um den politischen Nutzen geht.*

*Wir weisen unsere Leser auf den Artikel: „Die Parteileitungen müssen die Agitprop-Gruppen wirklich führen" hin („Neuer Weg" Nr. 19/58).*

*Die Redaktion*

## Das Deutschland

Worte: Peter Hacks

Musik: Rolf Kuhl

Das Deutschland will ich rühmen,
Wo rote Fahnen wehn,
Wo die im Staat die Herrn sind,
Die durchs Fabriktor gehn,
Wo die geeinte Klasse
Diktiert die Politik:
Das Vaterland der Arbeiter,
Des Volkes Republik.

Das Deutschland will ich rühmen,
Wo wir den Plan entrolln,
Den großen Plan, daß alle
Frei und gleich sein solln,
Wo wir das Glück erkämpfen
Gegen Profit und Krieg:
Das Vaterland der Menschlichen,
Des Volkes Republik.

Das Deutschland will ich rühmen,
Wo man im Dorf, im Schacht
Heut schon die rote Zukunft,
Das rote Morgen macht,
Wo für den Kommunismus
Der Rauch steigt der Fabrik:
Das Vaterland der Kommenden,
Des Volkes Republik.

*Zur Wahlagitation:*

## DER STAAT

Von Johannes R. Becher

Ein Staat, geboren aus des Volkes Not,
Und von dem Volk zu seinem Schutz gegründet —
Ein Staat, der mit dem Geiste sich verbündet
Und ist des Volkes bestes Aufgebot —

Ein Staat, gestaltend sich zu einer Macht,
Die Frieden will und Frieden kann erzwingen —
Ein Staat, auf aller Wohlergehn bedacht
Und Raum für jeden, Großes zu vollbringen —

Ein solcher Staat ist höchster Ehre wert,
Und mit dem Herzen stimmt das Volk dafür,
Denn solch ein Staat dient ihm mit Rat und Tat —

Ein Staat, der so geliebt ist und geehrt,
Ist unser Staat und dieser Staat sind wir:
Ein Reich des Menschen und ein Menschen-Staat.

## GUTEN ABEND, FRAU ROSTOCK

Von Kuba

Guten Abend, Frau Rostock!
Herr Hamburg — nanu? Die Höflichkeit plötzlich?
Wo drückt denn der Schuh?
Man ist ja wohl Nachbar und gibt sich die Ehr —
Guten Abend, Herr Nachbar, ich danke recht sehr.
Frau Rostock, ich sah da im Kieler Kanal
ein Schiff Ihres Namens — na, sagen Sie mal?
Die „Frieden", sie trägt meinen Namen am Stern.
Wir Weiber, wir haben die Schafswolle gern.
Frau Rostock, und dachten Sie niemals daran,
daß ich Sie in Schafswolle einwickeln kann?
Und eh ich mich von Ihnen einwickeln laß,
Herr Hamburg, pardon, investiere ich was.
Der Preis einer Schiffswerft — Frau Rostock, bedenkt:
dafür habt Ihr meinen Kakao geschenkt.
Geschenke, Herr Hamburg, ich sag Ihnen frank:
ich hab einen Ruf zu verlieren, Gott sei Dank!
Und wenn ich mich in ein Verlustgeschäft stürz:
Biet Pfeffer, Frau Rostock, und indisch Gewürz!
Und wenn's Euch, Herr Hamburg, den Atem benimmt:
Ich dank für den Pfeffer und pfeif auf den Zimt.
Ich biete — ich bin ja vom Affen gekratzt —
Bananen, Frau Rostock, soviel, bis Ihr platzt.
Ich will doch nicht platzen, Herr Hamburg, o nein!
Ich will endlich wieder ein Seehafen sein.
Ein Hafen, Frau Rostock, Sie sind nicht gescheit —
... ich hätt auch Tabak sehr preiswert zur Zeit.
Herr Hamburg — ein Hafen: modern in der Art,
berühmt, wie zu Zeiten der Segelschiffahrt.
Für das, was sich nur eine Kaimauer stellt,
verkauf ich Euch allen Kaffee von der Welt.
Und mengt Ihr dem Kaffee noch Goldklümpchen bei:
behaltet das Nugget, ich bau meinen Kai.
Ein Hafen in Rostock: Ach, schockschwere Not!
... auch echter Jamaika-Rum steht zu Gebot.
Was läg dem Geschäftchen für Währung zugrund?
Bezahlen Sie in Dollar und Franken und Pfund!
Herr Hamburg, da wird leider nichts aus dem Kauf.
Devisen, mein Lieber, da sitze ich drauf.
Nicht übel, Jamaika-Rum original —
wie wär's denn mit Steinkohle, Rohöl und Stahl?
Frau Rostock: Das ist die vertrackte Geschicht,
ich gäbe es gerne, ich darf leider nicht.
Er gäb gern und darf nicht, ihr Leute: kurzum,
wir baun unsern Hafen, wir sind mal so dumm!

*Wer ist mehr? Holzschnitt von Gerhard Bondzin*

## SOLDATEN BEIM GLEISBAU

Von Heiner Müller

1958 Anfang Februar ist die große Förderbrücke eingestürzt in Klettwitz. Sie mußten den Tagebau auf Zugbetrieb umstellen. Da fehlten Gleise, über vierzig Kilometer, und Leute für den Gleisbau. Sie machten einen Aufruf in der Zeitung. Da kamen sie, aus den Fabriken und aus den Büros, FDJ, Studenten und Soldaten.

Unter einer Fahne
Schaufel und Gewehr

Die Armee kam: Offiziere und Soldaten.
Auch der Divisionsstab nimmt den Spaten.
Spricht der Kumpel: Generäle, die was baun.
Das ist neu. Und denen kann man traun.
Und beim Schaufeln schwitzend in der Reihe
Hat die Kriegskunst sie gelehrt, die neue:
Besser geschwitzt als geschossen.
Besser Schweiß als Blut vergossen.

Arbeiter: Kommt ihr freiwillig oder auf Befehl?
Soldat: Freiwillig.
Arbeiter: Müßt ihr sowieso Dienst machen, oder ist es eure Freizeit, die ihr hier verschwitzt?
Soldat: Es ist die Freizeit.
Arbeiter: Kriegt ihr Prämie?
Soldat: Nein.
Arbeiter: Und warum seid ihr hier?
Soldat: Schafft ihr das ohne Hilfe, achtundvierzig Kilometer neues Gleis?
Arbeiter: Nein. Ohne Hilfe nicht.
Soldat: Darum sind wir hier.
Arbeiter: Ach so.

# Ein Mädchen namens Ka-ha-rin

Von Rudi Strahl

Der Hauptfeldwebel hatte nur noch drei Briefe in der Hand. Einen davon erhielt der Gefreite Besenbruch. Den zweiten der Soldat Schmolke. Den dritten — ein blaues Kuvert von normaler Größe — betrachtete der Hauptfeldwebel lange und nachdenklich, ohne den Empfänger aufzurufen.

Erwartungsvolle Stille. Jeder, der bisher leer ausgegangen war, lauerte mit Ungeduld darauf, seinen Namen zu hören. Der Hauptfeldwebel aber schüttelte erstaunt den Kopf.

„Merkwürdig", sagte er. „Merkwürdig, der Brief ist an die Kompanie gerichtet. An die ganze Kompanie. Sein Absender ist ein Mädchen namens Karin ..."

Ein Mädchen namens Karin? Einer sah den anderen an. Leises Raunen durchflog die Reihen. Was konnte das bedeuten? Wer kannte überhaupt dieses Mädchen?

„Keine Ahnung ..."

„Nein ..."

„Nie gehört ..."

„Karin, hat er gesagt ...?"

„Das muß ein Irrtum sein ..."

„Wer kennt ein Mädchen namens Karin?" fragte der Hauptfeldwebel.

Keiner kannte es. Selbst Huwig, der Don Juan der Kompanie, hob die Schultern.

„Also werden wir ihn öffnen und vorlesen", sprach der Hauptfeldwebel. Sein Entschluß fand ungeteilte Zustimmung, erhält doch eine Kompanie nicht jeden Tag den Brief eines unbekannten Mädchens.

„Liebe Freunde", las der Hauptfeldwebel, nachdem er dem blauen Kuvert einen engbeschriebenen Bogen entnommen hatte, „wenn Ihr durch die Stadt marschiert, kommt Ihr manchmal an der Buchhandlung vorbei, in der ich beschäftigt bin ..."

Die Augen der Soldaten verklärten sich. Die Bibliothekarin! Ha, was für ein Mädchen! Es gab keine Hübschere in der ganzen Umgebung!

„... Vielleicht ist es Zufall, daß Ihr in Eurem Lieblingslied immer ein Mädchen namens Karin besingt. Da ich aber nun einmal diesen Namen trage, beziehe ich Euer Lied auf mich ..."

Soll sie, dachten die Soldaten. Und es gab keinen, der nicht in diesem Moment beschlossen hätte, das nächste Mal noch lauter zu singen.

„... Ich kannte es übrigens schon", las der Hauptfeldwebel, „und zwar von meiner Großmutter, die auch Karin heißt. Seinerzeit, als es noch Husaren und Dragoner gab, hat ihr das Lied gegolten. Wie auch nicht: Sie wohnte damals am Ausgang eines Dörfleins in einem kleinen, von wilden Rosen umrankten Haus, ihr Bett war rotkariert, und morgens wurde sie vom Gesang der Vöglein geweckt. So heißt es doch auch in Eurem Lied, nicht wahr? Seitdem aber ..."

Der Hauptfeldwebel sah auf, grinste und las weiter: „... seitdem aber sind fünfzig Jahre vergangen. Die leuchtenden Äuglein der alten Dame sind nach und nach verblaßt, der rosige Glanz ihrer Wangen ist dahin, sie trägt jetzt ein falsches Gebiß und einen nicht minder falschen Zopf. Doch obgleich inzwischen auch ihr kleines Haus dem Rinderoffenstall der LPG den Platz geräumt hat, scheint Ihr sie zu meinen. Ich nämlich wohne im neuen Hochhaus am Markt. Es ist dort nicht so romantisch wie in Großmutters Stübchen, aber bequemer. Auch schlafe ich nicht in einem rotkarierten Bett, sondern auf einer ausziehbaren Couch. Und geweckt werde ich per Telefon. Ihr könnt Euch gern davon überzeugen, wenn Ihr nicht darauf besteht, dem in einem anderen Eurer Lieblingslieder so oft geäußerten Wunsch die Tat folgen zu lassen:

Und möchte bei dir sein
die ganze Naa — a — a acht ...

Einmal aus dem Grunde nicht, weil Euer Ausgang um Mitternacht zu Ende ist, zum anderen, weil ich keine Lust habe, Eurem Mädchenideal aus jenem dritten Lied zu entsprechen, dem Ihr mit ziemlicher Unverfrorenheit zuruft:

Willst du mich noch einmal
sehen,
... Bahnhof gehen.
... Wartesaal,
... letzte Mal!

Vignetten: Harri Parschau

Wenn Ihr versetzt werdet, nicht wahr? Das könnte Euch so passen! Nein, wenn Ihr keine anderen Lieder zu singen wißt, werde ich in Zukunft nicht einmal mehr aus dem Fenster gucken. Dann könnt Ihr bei meiner Großmama vorbeimarschieren und ihr die Zeit vertreiben. Mit herzlichen Grüßen —
Karin"

Der Hauptfeldwebel ließ den Bogen sinken. Die Soldaten die Köpfe. Bis Huwig den Arm hob.

„Ja?"

„Kann ich heute nachmittag schnell mal in die Stadt, Genosse Hauptfeldwebel?" fragte Huwig.

„Wieso?"

„Ich will in die Buchhandlung", sagte Huwig. „Das neue Marschliederbuch kaufen ..."

## NEUERSCHEINUNG

**Erwin Strittmatter, „Der Wundertäter"**

Aufbau-Verlag Berlin, 530 Seiten, Ganzleinen, 8,70 DM.

*Sei gegrüßt, Wundertäter Stanislaus Büdner, Nachkomme unseres lieben Simplici aus dem Dreißigjährigen Krieg. Auch du wurdest nicht in ein fürstlich Himmelbett gelegt, sondern in eine schlechte Häuslerswiege. Auch du bist in einer gewaltsamen Zeit aufgewachsen, warst gezwungen, dich mit Mutterwitz und List durchs Leben zu schlagen.*

*Vertrauter der Vögel und Schmetterlinge, Hintergesichtiger, Beherrscher des Zentralen Blicks, Freund der Dichtung und der Bücher.*

*Feind der blutsaugerischen Meister und der Stahlhelmleute, Feind der Wegelagerer des Tausendjährigen mit der Stirnlocke, der Feldwebel und Bierbrauerchefs.*

*Zwar hast du (Bäckerbursche) dich von deinem Meister jahrelang geduldig ausbeuten und schikanieren lassen, zwar bist du aus Dummheit und Liebeskummer in die Wehrmacht des Anstreichers gegangen, zwar bist du in seinen Krieg gezogen. Aber du bist gerad noch rechtzeitig zu Verstand gekommen und entlaufen der Welt, die dich schlug und bestahl. Gingst auf die Seite derer, die die Welt vernünftig und wohnlich machen. Wir haben um deinen weiteren Weg keine Sorge — außer, es könnte zu lange dauern, bis wir davon erfahren.*

*Dein Vater heißt Erwin Strittmatter. Von ihm sagte ein anderer großer Dichter, der Freund und Lehrer deines Vaters war:*

*„Erwin Strittmatter gehört zu den neuen Schriftstellern, die nicht aus dem Proletariat aufstiegen, sondern mit dem Proletariat. Er ist der Sohn eines Landarbeiters aus der Niederlausitz, durchlief viele Berufe, war Landarbeiter, Bäcker, Pelzfarmer usw., wurde nach 1945 Bürgermeister auf dem Dorf, Volkskorrespondent, Schriftsteller. Ohne die Deutsche Demokratische Republik wäre er nicht nur nicht der Schriftsteller geworden, der er ist, sondern vermutlich überhaupt kein Schriftsteller. Sein Roman „Ochsenkutscher" stellte ihn sogleich in die nicht zu große Reihe bedeutender deutscher Schriftsteller: durch Gestaltungskraft, Originalität, Gesinnung, Wissen und Sprachgewalt. Seine Bauernkomödie „Katzgraben" zeigt ihn in rapider Entwicklung begriffen. Er geht neue Wege, nicht ohne Kenntnis der alten."*

*Der „Wundertäter" bestätigt diese Zeilen Brechts, uns zur Freude.* K.

# „Was steht denn da für einer?“

Von Gottfried Herold

### Ein Zivilist steht herum

Den jungen Dresdner Maler Paul Häusler hatte niemand bitten müssen, einige Wochen in einem Sommerlager der Nationalen Volksarmee zu leben und zu arbeiten; er ging hin, weil er ein Maler unserer Tage und ein Genosse ist.

So stand er also eines Morgens sieben Uhr in seiner GST-Kombination recht verlassen hinter den angetretenen Formationen. Kurz entschlossen reihte er sich in das letzte Glied einer Einheit ein und wäre vielleicht gar nicht aufgefallen, wenn ...

„Was steht denn da für einer?“ fragte der Bataillonskommandeur, als er die Front abschritt und sah, daß da tatsächlich einer ohne Mütze angetreten war. Als er den Maler erkannte, lächelte der Kommandeur. „Aha, der Genosse Maler. Na, haben Sie Ihre Waffen alle bei sich?“

„Jawohl, Genosse Kommandeur: Farben, Pinsel, Bleistift und Papier!“

Im gleichen Schritt mit den Soldaten marschierte der Maler mit zur Gefechtsübung. Er verstand seine Waffen ebenso gut zu handhaben wie die Soldaten die ihren, und sie dienen beide unserer guten Sache.

### Der Volltreffer

Die Bedienung einer PAK hatte ihr Übungsschießen beendet. „Wieviel Munition habt ihr noch, Genossen?“ fragte der Genosse Oberstleutnant D., der mit dem Maler zum Schießstand gekommen war.

Der Geschützführer machte Meldung.

„Diese Munition gehört unserem Maler!“ entschied der Oberstleutnant. Die Soldaten erhofften sich einen heillosen Spaß. Der Maler übernahm die Funktion des ersten Kanoniers. Er wiederholte die Zielansprache, die Geschützbedienung trat in Funktion. Dann wurde der Feuerbefehl erteilt, und der Maler schoß. Der erste Schuß verfehlte das Ziel, eine Birke, um fünf Meter. Der zweite wurde ein Volltreffer. Ordnungsgemäß meldete der Maler sein Schießergebnis.

Der Oberstleutnant sagte schmunzelnd: „Wir können dem Maler die restliche Munition nicht überlassen. Der schießt uns ja alle Ziele in Grund und Boden!“

### Das Beispiel

Wie wirksam Bücher sein können, erfuhr der Maler eines Tages, als er sah, daß in bergigem, fast unzugänglichem Gelände zwei Geschütze in Stellung gebracht worden waren.

„Ihr habt heute vormittag wohl die halb Schonung mit dem Raupenfahrzeug niedergewalzt?“ fragte er am Abend die Soldaten.

„Wieso?“ Die Genossen waren erstaunt über soviel militärische Unkenntnis, und der Maler mußte sich zunächst eine Lektion über Taktik anhören, denn die Geschütze waren natürlich im Mannschaftstransport auf den Berg geschafft worden.

Der Maler schien das nicht ganz zu glauben. „Wirklich ganz allein habt ihr die kleinen Kanonen dort hinaufgezerrt?“

„Du mußt mehr lesen, Genosse Maler“, kritisierte ihn da ein Soldat. „Ich habe neulich ein Buch über den Kampf der vietnamesischen Volksbefreiungsarmee gelesen. Die haben noch ganz andere Sachen geleistet. Dagegen ist unser Transport eine Kinderei gewesen!“ So wirksam können Bücher sein, wenn es die richtigen sind.

### Die vereitelte Verhaftung

Der Maler wartete in der B-Stelle 1 auf den Major, der ihn im Wagen mit zur B-Stelle 2 nehmen wollte. Irgendwie war der Major unterwegs aufgehalten worden. Der Maler entschloß sich, zu Fuß zu gehen. Unterwegs begegnete ihm ein LKW. Er hielt ihn an und fragte den neben dem Fahrer sitzenden Unteroffizier, ob er ihn mit zur B-Stelle 2 nehmen könnte.

Dem Genossen Unteroffizier blieb die Sprache weg angesichts dieses halbzivilen Individuums, das da im Gelände herumgeisterte. Verhaften — nicht verhaften? Verhaften — nicht verhaften? Diese Frage schien dem Genossen Unteroffizier im Augenblick ein unlösbares Rätsel. „Wir fahren woanders hin!“ sagte er kurz entschlossen und schlug die Wagentür zu. Der Motor dröhnte auf, wurde aber gleich darauf wieder gedrosselt, denn von der anderen Seite kam der Wagen mit dem Genossen Major.

Der Unteroffizier sprang von seinem Sitz, lief zum Fahrzeug des Majors: „Genosse Major! Ein Zivilist im Übungsgelände! Er zeichnet wahrscheinlich militärische Objekte. Bitte, nehmen Sie ihn sofort fest.“

„Gut, steigen Sie ein, Genosse Maler!“ sagte der Major freundlich, und der Maler stieg grinsend in den Wagen.

Zeichnung: Elizabeth Shaw

„Der gehört nämlich zu uns, Genosse Unteroffizier!“

Kopfschüttelnd kletterte der Unteroffizier wieder in sein Fahrzeug. „Zustände gibt's“, wollte er sein Ansehen beim Fahrer retten, aber der konnte das Lachen doch nicht verbergen.

### Der Auftrag

Eines Tages kamen die Soldaten einer Einheit auf den Gedanken, sich eines der Bilder des Malers in ihren Klubraum zu hängen.

„Wir haben doch kein Geld, und so ein Maler will auch leben“, gab einer zu bedenken.

„Und wenn wir welches sammeln?“

„Na klar, wir berufen heute Abend eine FDJ-Versammlung ein. Da können wir mit den anderen darüber beraten.“

Der Parteisekretär der Einheit unterstützte diesen Vorschlag. Es war spät am Abend, als eine Delegation der Versammlung ins Quartier des Malers kam. Der Genosse Parteisekretär überbrachte dem Maler in aller militärischen Form folgende Meldung: „Genosse Maler, melde, daß wir beschlossen haben, dir den Auftrag zu geben für unsere Einheit ein Bild ‚Granatwerfer in Stellung‘ zu malen. Bis jetzt haben wir zweihundertfünfzig Mark gesammelt. Wir werden dich in Dresden besuchen, um zu sehen, wie du mit der Arbeit zurechtkommst.“ Der Maler hat Wort gehalten. Heute hängt das Bild im Klubraum einer Einheit in Thüringen.

*Lea Grundig. Aus dem Zyklus Deutscher Bauernkrieg. Das Bauernheer. Radierung*

Foto: Walter Zorn

Wir trafen uns im Vorraum des Albertinums, zehn Genossen der Einheit Michels, Unteroffiziere und Soldaten mit ihrem Kommandeur und ihrem Parteisekretär und die Genossen Friedrich Eisel und Paul Häusler. Die Genossen in Uniform machen in ihrer Freizeit Holzschnitte und Skizzen. (Wir berichteten darüber in unserem Heft 9/58.) Die beiden Genossen in Zivil malen Bilder. Und sie wählten als Thema die Nationale Volksarmee. Beide sind der Auffassung, die Nationale Volksarmee sei der Abbildung durch den Künstler wert. Der eine, Paul Häusler, nahm die oft unbequeme Konsequenz dieser Erkenntnis auf sich, schnürte sein Bündel und ging mit einer Einheit ins Sommerlager. (Wir veröffentlichten in Heft 8/58 einige Skizzen von ihm. In unserem heutigen Heft berichten wir von seinen Erlebnissen.)

Der andere, Friedrich Eisel, war lange Zeit auf dem Parkplatz in einer unserer Einheiten zu sehen. Er unterhielt sich mit Kraftfahrern, machte Skizzen. Er wollte nämlich ein Bild malen, aber darauf kommen wir hernach noch zu sprechen.

Jetzt wollen wir den Genossen nachgehen, denn die sind längst in den Sälen des Albertinums verschwunden. Wir finden sie vor einem großen Wandbild, „Aufstand der Arbeiter in Mecklenburg" von Carl Hinrichs, wieder.

„Ich halte das für politisch falsch", sagt einer unserer Genossen. „Während auf dem Bild im Hintergrund kämpfende Arbeiter gezeigt werden, sieht man vorn eine Gruppe, völlig unbeteiligt am Kampf. Im Mittelpunkt dieser Gruppe steht ein Arbeiter, und er hat eine starke Ähnlichkeit mit Ernst Thälmann. Thälmann hat die Arbeiter im Kampf geführt."

„Es handelt sich hier um ein Wandbild, das nicht eine *bestimmte* Begebenheit festhalten soll. Es soll eine ganze Geschichte erzählen, die Geschichte des Kampfes der Arbeiter Mecklenburgs. Absicht des Künstlers war es, die wichtigsten Abschnitte dieses Kampfes an stark stilisierten Episoden zu zeigen. Die große Schwierigkeit besteht darin, sie doch zu einem Ganzen zusammenzufügen. Die Gestalt Thälmanns steht im Mittelpunkt, um sie herum sind die anderen Gestalten gruppiert. Das halte ich für eine politisch richtige Konzeption. Es gibt einige Wandbilder hier, z. B. „Kampf der Internationalen Brigade in Spanien" von Willi Sitte und den Entwurf zu einem Wandbild von Arno Mohr. Aus ihnen könnt ihr eine ganze Geschichte ablesen", erklärt uns der Künstler.

Ratlos stehen wir vor dem Bild „Waffenausgabe" von Bergmann-Hannack. Es zeigt Genossen der Kampfgruppen, denen Gewehre von einem LKW zugereicht werden.

„Die verfitzen sich ja!"

„Und sehen so bleich aus!"

„Scheinen auch alle Brüder zu sein!"

Der eine Maler entdeckt eine interessante Stelle. Eine interessante Stelle, nur für den Künstler zu entdecken, macht kein gutes Bild.

Etwas versteckt, in einer Ecke, hängt das Bild „Kraftfahrer der Volksarmee". Uns blickt ein Gesicht an, ruhig, zuverlässig. Man hat den Eindruck, das da ist ein Arbeiter, auf den ist Verlaß. Vom Gesicht gleitet unser Blick herab auf zwei Arme. Eine Hand liegt so, als wolle sie gerade den Ärmel hochstreifen. Schließlich sehen wir, im Hintergrund angedeutet, ein Fahrzeug. Der Kraftfahrer steht unmittelbar davor, sein Schatten ist auf dem LKW zu erkennen. Nach Einzelheiten forschend, entdecken wir Schulterstücke an der Kombination.

„Das ist doch der Genosse Schulz vom Ausbildungszug."

„Nein, der da ist älter."

„Es ist nicht ein *bestimmter* Kraftfahrer", erklärt Friedrich Eisel. „Ich wollte *einen* Kraftfahrer der Nationalen Volksarmee malen. Lange bin ich auf dem Park bei euch gewesen und habe Studien gemacht. Das Bild sollte frisch und kühl wirken. Alle Wärme versuchte ich im Gesicht zu konzentrieren." (Kraftfahrer und LKW sind in zweierlei Grün gemalt, der Hintergrund ist violett, das Gesicht in vielleicht etwas zu roten Tönen gehalten.)

„Ich wollte einen Arbeiter in Uniform zeigen."

„Aber die Uniform ist unvollständig. Der Kraftfahrer hat keine Mütze auf, und auch die Schulterstücke sind nicht sehr gut zu erkennen."

„Ich weiß, daß eigentlich die Mütze zur vollständigen Uniform gehört. Aber es ging mir nicht in erster Linie um die Uniform. Die ist bei aller Wichtigkeit für unsere Armee etwas Äußerliches. Es ging mir um den Menschen, wie der aussieht und um seine Haltung. Darum habe ich auch auf die Mütze verzichtet, sie hätte einen Teil des Kopfes verdeckt."

„Aber ein Soldat ohne Mütze ist ein undisziplinierter Soldat".

„Auf dem Parkplatz tragen unsere Kraftfahrer meist keine Mütze. Ich finde, das Bild zeigt einen Kraftfahrer, wie es viele bei uns auf dem Park gibt."

„Warum wählten Sie gerade einen Kraftfahrer?"

„Ich finde es gut, daß er einen Kraftfahrer gemalt hat", sagt ein Unteroffizier. „Unsere Kraftfahrer sind es schon wert, gemalt zu werden. Wenn sie die Nachtmärsche fahren, sitzen wir auf den LKW und schlafen. Und wenn wir zur Übung absitzen, dann haben sie an den Wagen 'rumzubauen."

„Und wißt ihr noch, wie sie jetzt Tag und Nacht Kartoffeln gefahren haben? Sie leisten wirklich viel."

Genosse Eisel erzählt noch, während wir weitergehen, daß dieses Bild eine Art Vorarbeit für eine größere Arbeit gewesen sei. Sie kam jedoch für die Kunstausstellung zu spät.

„Wir freuen uns über dieses Bild, aber hätten nicht mehr Künstler das Thema Volksarmee wählen können?"

„Und hätte man dieses eine Bild nicht etwas liebevoller placieren können?"

„Sie haben Recht. In der Malerei kommt das Thema Nationale Volksarmee wirklich zu kurz", sagt Genosse Häusler.

„Damit ist natürlich nicht das Urteil über den Wert der Ausstellung gesprochen. Es sind hier viele gute Arbeiten, besonders der Bildhauerei und Grafik, zu sehen. Bei der Grafik gibt es auch eine größere Zahl von Arbeiten mit kämpferischer Thematik. Schaut euch die sehr guten Blätter von Lea Grundig über den Deutschen Bauernkrieg an, den Spanienzyklus von Siegfried Schümann und auch den Zyklus ‚Ein Gewehr ist eine gute Sache, wenn es für eine gute Sache da ist' von Kurt Zimmermann."

In zahlreichen Arbeiten wird die Remilitarisierung Westdeutschlands angeprangert, z. B. in dem Zyklus „Falsche Ehrbegriffe" von Karl-Erich Müller.

Auch das Ringen der unterdrückten Völker um ihre Freiheit ist das Thema vieler grafischer Arbeiten (Manoussis, Müller). Es gibt die innigen Kinderdarstellungen von Franz Tippel, Gitta Kettner und besonders auch von Hans-Theo Richter.

Man kann nur jedem Genossen, der dazu die Möglichkeit hat, raten: „Geh hin, sieh dir alles an."

Mit dieser Aufforderung des Genossen Hauptmann Hamann wollen wir den Bericht von unserem heutigen Besuch beenden.

# SOLDATEN DISKUTIEREN MIT KÜNSTLERN

Eugen Hoffmann, Dresden
Partisanin, Gips, getönt

Friedrich Eisel, Dresden, Kraftfahrer der Volksarmee, Öl

# AUF DER VIERTEN DEUTSCHEN KUNST-AUSSTELLUNG DRESDEN 1958

# Vorbildliche Arbeit

Auf der Bühne des Klubhauses der Rostocker Neptunwerft herrscht Hochbetrieb. In wenigen Minuten soll das Kulturprogramm der Dienststelle Moe. zum ersten Mal über die Bretter gehen. Eilig hasten Matrosen und Offiziere hin und her, schleppen Podeste, Waffen und Uniformen.

Scheinbar ruhig steht ein Genosse inmitten des Trubels, gibt kurze Hinweise, faßt mit an, wo es notwendig ist. — Leutnant Heitmann.

Das Programm „Rote Flaggen in Topp" hat begonnen. Unter den revolutionären Matrosen auf der Bühne entdecken wir ihn wieder, begeisternd und andere mitreißend, Günther Heitmann, den FDJ-Sekretär.

Ende vergangenen Jahres kam er als Offizier an Bord des Schiffes Hollatz. Er hatte den festen Willen, seine Aufgabe nach bestem Wissen und Können zu erfüllen. Doch das erwies sich als gar nicht so einfach. Die FDJ-Organisation arbeitete zwar, aber über gute Beschlüsse war sie bisher nicht hinausgekommen. Leben fehlte, richtiges fröhliches Leben. Eine Kulturgruppe müßte man haben, überlegte der frischgebackene Instrukteur für Partei- und FDJ-Arbeit und neue Sekretä. der FDJ-Grundorganisation. So beschloß er, zunächst eine Singegruppe aufzubauen. Leider blieb das ein frommer Wunsch, denn zu richtigen Proben kam es aus Mangel an Beteiligung niemals.

Da kam der Beschluß der Kulturkonferenz der Seestreitkräfte. Die Dienststelle Moe. erhielt den Auftrag, in Vorbereitung der Ostseewoche ein Programm über die revolutionären Traditionen der deutschen Kriegsmarine auszuarbeiten. Jetzt hatte man ein Ziel, jetzt mußte die Sache doch endlich in Schwung kommen. Aber niemand war da, der ein fertiges Programm geliefert hätte. Also selber machen. Günther Heitmann setzte sich hin und schrieb auf der Grundlage einiger Broschüren und eines alten Programms vom Zentralrat der FDJ die Agitprop-Szenen „Rote Flaggen in Topp".

Aber Genosse Heitmann hatte gelernt, daß man sich nicht zuviel vornehmen darf, wenn etwas Vernünftiges daraus werden soll. Kurz entschlossen fuhr er mit Leutnant Fiedler von der Politabteilung der Dienststelle zum Theater und bat um Hilfe. (Vorsicht, das geht nur manchmal gut, die Red.)

Mit jedem FDJ-Mitglied und jedem Besatzungsangehörigen wurde persönlich gesprochen, um ihn für die Beteiligung an dem Kulturprogramm zu gewinnen. So kamen schließlich 45 Genossen zusammen. Und weil sie schon bei den ersten Proben spürten, daß hier nicht irgendwelche Liedlein gesungen wurden, sondern daß es um eine große Sache ging, blieben sie bei der Stange.

So begann auf Initiative eines einzelnen mit Unterstützung aller die Kulturarbeit auf dem Schiff. Und die Diskussionen um den politischen Inhalt des Programms, die beste Form, ihn zu veranschaulichen, brachten die gesamte gesellschaftliche Arbeit an Bord ein großes Stück weiter. Und wenn die Genossen des Schiffes Hollatz einen dritten Preis beim zentralen Ausscheid der besten Agitprop-Gruppen und Kabaretts der Nationalen Volksarmee erringen konnten, so schließt dieser große Erfolg auch die unermüdliche Arbeit ihres FDJ-Sekretärs, Genossen Günther Heitmann, mit ein.

Leutnant zur See Dähnicke

# Vergessene Pflicht

*Die Zeitschrift „Armee-Rundschau" ist für die Leser da. Sie ist aber ohne die Mitarbeit der Leser nicht denkbar. Es besteht eine Wechselwirkung zwischen Redaktion und Leserschaft. Je enger diese Verbindung ist, um so mehr wird die Zeitschrift die Bedürfnisse der Leser erfüllen können.*

*Ganz besonders braucht die Zeitschrift die Unterstützung der Politorgane in der Nationalen Volksarmee. Die Zeitschrift kann und will keinen eigenen Apparat aufbauen, der sie über wichtige Geschehnisse informiert. Wenn sie etwas Bestimmtes veröffentlichen will, so wird sie nicht „auf Verdacht" in den äußersten Norden oder Süden der Republik fahren. Das wäre unökonomisch. Sie wendet sich dann an die Politorgane. Und die Politorgane helfen ihr — in der Regel. Es gibt allerdings auch Ausnahmen. Lohnt es sich, über Ausnahmen zu sprechen?*

*Wenn einige verantwortliche Offiziere unverantwortlich handeln, so unverantwortlich, daß staatliche Gelder nutzlos ausgegeben werden, daß das termingemäße Erscheinen der Zeitschrift in Frage gestellt wird, dann muß man darüber sprechen, ob man das gern tut oder nicht.*

*Beim zweiten Wettstreit junger Volkskünstler der Nationalen Volksarmee wurde die Gruppe der Einheit Schrentzel Sieger der Agitprop-Gruppen.*

*Die Gruppe war in vielem beispielgebend. Wenige andere Gruppen konnten sie bisher sehen. Die Agitprop-Gruppen in der Armee sind interessiert, daß ihnen die Erfahrungen dieser Gruppe mitgeteilt werden. Was liegt näher, als daß die Zeitschrift diese Aufgabe übernimmt?*

*Die Zeitschrift fragte bei der Gruppe an, wann sie auftritt. Sie erhielt ein Telgramm mit einem Termin.*

*Die Zeitschrift schickte einen Redakteur, einen Fotografen und einen Kraftfahrer. Sie fuhren eine weite Strecke. Die Gruppe trat nicht auf. Redakteur, Fotograf und Kraftfahrer fuhren die weite Strecke unverrichteter Dinge wieder zurück. Eine tegegrafische Absage häte 1,50 DM gekostet.*

*Die unnütze Reise kostete über hundermal soviel.*

*Ehe die drei jedoch unverrichteter Dinge zurückfuhren, sprachen sie mit Genossen Hauptmann Michaleck, dem verantwortlichen Mitarbeiter. Er versprach, neue Termine für das Auftreten der Gruppe mitzuteilen. Er teilte sie nicht mit. Die Redaktion erhielt schließlich nach vielen telefonischen Anfragen von einem Mitarbeiter des Genossen Michaleck einen neuen Termin.*

*Sie schickte diesmal eine Zeichnerin und einen Redakteur per Bahn. Als beide nach langer Reise ankamen, war weder von der Gruppe noch von der Versammlung, vor der die Gruppe auftreten sollte, etwas zu sehen. Unsere beiden Genossen wandten sich an Genossen Hauptmann Michaleck, den verantwortlichen Mitarbeiter. Er wußte nicht genau, ob er etwas wußte. Nur, daß die Redaktion selbst schuld sei, das wollte er genau wissen.*

*Die Redaktion bei ihrer Arbeit zu unterstützen, ist nicht eine persönliche Gefälligkeit, sondern die Pflicht eines verantwortlichen Funktionärs in der Nationalen Volksarmee.*

*Genosse Michaleck sollte als Kulturoffizier ganz besonders daran interessiert sein, daß die Presse die guten Leistungen in der kulturellen Arbeit aus seinem Arbeitsbereich popularisiert. Über diese Seite seiner Aufgaben ist er sich offensichtlich nicht im klaren.*

*Die Redaktion sieht keine andere Möglichkeit, einer solchen Mißachtung der Arbeit der Presse zu begegnen, als durch das Mittel der öffentlichen Kritik.*

*Sie erwartet die Stellungnahme des Genossen Michaleck.*

*Die Redaktion*

---

**Unser Bild: „Waffenübergabe", Szene aus dem Agitationsprogramm einer Dienststelle der Seestreitkräfte „Der Frieden hat gute Soldaten":**

**Eine russische Arbeiterfrau übergibt 1917 ihrem Sohn das Gewehr mit den Worten:**

**„Du bist jetzt groß, nimm das Gewehr und erlerne gut alles Militärische — das ist nötig für die Proletarier, nicht, um gegen deine Brüder zu schießen, sondern um gegen die Bourgeoisie deines ‚eigenen' Landes zu kämpfen, um der Ausbeutung, dem Elend und den Kriegen ein Ende zu bereiten."**

**Der Text wurde Lenins Militärprogramm entnommen. Er wurde gekürzt, der erste Satz verändert.** Foto: Reuel

*3. Fortsetzung*

# Der rote Admiral von Kiel

Von Peter Kast

***Im „roten Admiralstab" – Erstes Kampfprogramm – Gouverneur Souchon erblaßt – Landser schießen nicht auf Matrosen – Politische Gefangene wieder frei – Heißer Empfang für Noske – Bleibt Kiel allein? – Karl Liebknecht ruft***

*Im Oktoberheft erzählte Karl Artelt, wie durch den Massenwiderstand der Matrosen die Flottenführung ihren verbrecherischen Plan fallen lassen mußte, in einer letzten verzweifelten Seeschlacht gegen England zu „siegen oder ruhmvoll unterzugehen". Die Fortsetzung schloß mit der revolutionären Erhebung in Kiel, mit der Wahl des ersten Soldatenrats in Deutschland.*

## Wir bitten nicht mehr, wir fordern

Bis zum 4. November 1918 war die Kaserne der I. Torpedobootsdivision in Kiel illegaler Treffpunkt vieler Vertrauensleute von Werften und Schiffen. Nach der Wahl des ersten Soldatenrats wurde dieses Quartier Sammelplatz aller aufrechten Revolutionäre und Sitz des „roten Admiralstabes". Oberheizer Artelt als Vorsitzender bekam hier seinen Ehrennamen „roter Admiral". Ferner gab sich die Matrosenbewegung in dieser Kaserne erstmalig ein Kampfprogramm.

„Es entstand sogleich nach unserer Wahl in überstürzter Eile unter dem Druck der einlaufenden Meldungen, daß sich in der Hand der Offiziere befindliche Infanterieformationen Kiel näherten", erzählte Veteran Artelt. „Da erschien in unserer konstituierenden Sitzung ein Adjutant des Divisionskommandeurs mit der Meldung, wir sollten seinem Herrn unsere Bitten vortragen. Kategorisch erklärten wir, die Zeit der Bittgesuche wäre vorüber. Der Kommandeur solle sich zu uns bemühen, um unsere Forderungen entgegenzunehmen. Als Kapitän Barthel nach kurzer Zeit wirklich kam, trugen wir ihm die inzwischen beschlossenen Forderungen vor:

1. Sofortige Beendigung des Krieges.
2. Abdankung des Hohenzollernhauses.
3. Aufhebung des Belagerungszustandes.
4. Freilassung der Gemaßregelten des III. Geschwaders.
5. Freilassung aller im Zuchthaus Celle sitzenden Kameraden der Matrosenerhebung von 1917.
6. Freilassung der politischen Gefangenen.
7. Einführung des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts für beide Geschlechter."

Kapitän Barthel war starr. „Aber, meine Herren", rief er entsetzt aus, „das sind ja politische Forderungen!"

„Sehr richtig", gab Artelt kühl zurück. „Sie, Herr Kapitän, sprachen vor einer Stunde beim Appell davon, daß der Soldat keine Ahnung von Politik hat. Hier haben Sie den Gegenbeweis."

Nach dieser Belehrung verschwand Barthel mit der Bemerkung, er werde die Forderungen dem Gouverneur von Kiel telefonisch übermitteln. Zwanzig Minuten später kam die Nachricht, Gouverneur Souchon erwarte den Soldatenrat.

Bevor Artelt mit zwei Delegierten der Aufforderung Folge leistete, trat er vor seine Kameraden der Torpedobootsdivision: „Genossen, sollten wir innerhalb von zwei Stunden nicht wieder hier sein, wird das Gouvernementsgebäude als letzte Festung der Kaisertreuen rücksichtslos gestürmt!"

Als das Auto vor dem Gebäude ankam, stürzten etwa ein Dutzend bis an die Zähne bewaffnete Offiziere auf die Matrosen zu: „Ihr unverschämten Kerle, wie könnt ihr es wagen, in einer derartigen Aufmachung hier vorzufahren!" „Regen Sie sich nicht auf", erwiderte Artelt trocken, „wir werden vom Gouverneur erwartet." Da erschien auch schon eine Ordonnanz mit den Worten, „daß der Gouverneur bitten ließe".

„Nun änderte sich allerdings das Bild", lachte unser Veteran. „Admiral Souchon versuchte es mit Diplomatie, wollte uns sogar die Hand geben, was wir übersahen. Ich fragte ihn als erster, ob er die Soldatenräte anerkenne. Nachdem er dies bejaht hatte, warnte ich ihn nachdrücklich, Landtruppen gegen uns aufzubieten. Dabei zeigte ich durchs Fenster zum Hafen und wies auf fünf dicke Pötte, deren Panzertürme gerade ihre Rohre in Richtung des Kieler Offiziersviertels Düsterbrock schwenkten. ‚Wissen Sie, was das bedeutet, Herr Admiral? In dem Augenblick, da Infanterie auf Matrosen schießt, nimmt das III. Geschwader Düsterbrock unter Feuer!' Der Admiral erblaßte. Dann erteilte er seinem Stellvertreter den Befehl, dafür zu sorgen, daß alle auf Kiel marschierenden Truppen in ihre Standorte zurückkehren."

Die Verhandlung abschließend, eröffnete der Gouverneur den Soldatenräten, sie hätten es künftig nicht mehr mit ihm, sondern mit den beiden Abgeordneten des Reichstags, Noske und Hausmann, zu tun, die stündlich in Kiel erwartet würden. „Bei Nennung des Namens Noske", gestand Veteran Artelt, „witterte ich sogleich Gefahr für unsere Bewegung. Dabei konnte ich damals noch nicht ahnen, zu welch schändlichem Verrat dieser rechteste der rechten Kaisersozialisten fähig war. Immerhin nahm ich mir vor, dem späteren Ehrenpensionär Hitlers einen ‚heißen Empfang' zu bereiten."

## Zu Ehren der Befreiten

Nach der Verhandlung stieß das Auto mit den drei Soldatenräten in Kiel Wick auf mehrere Kompanien Infanterie unter Führung von Offizieren, die Souchons Rückzugsbefehl angeblich nicht erreicht hatte. Nach einer leidenschaftlichen Ansprache des „roten Admirals" erklärte sich die Infanterieeinheit als erste für die Revolution.

Inzwischen waren die Matrosen der Torpedobootsdivision auch nicht müßig geblieben. Sie hatten die auf ihrem Kasernenhof angetretene Mannschaft der Werftdivision, die noch halb und halb unter dem Einfluß der Offiziere stand, im Überraschungscoup entwaffnet. Freundschaftlich-entschiedene Vorhaltungen gegenüber den noch schwankenden proletarischen Kameraden genügten, diese umzustimmen, worauf sie ihre Waffen zurückerhielten.

Mit der sich kurz danach anschließenden Matrosen-Division und Matrosenartillerie-Division verfügte der Soldatenrat der Torpedobootsdivision nunmehr über rund 30 000 Bewaffnete. Es wurde beschlossen, diese Macht den Kielern in einer großen Demonstration mit Musikkapellen vorzuführen, um die letzten noch zögernden Einheiten zu gewinnen.

Dieser Marsch durch Kiel unter roten Fahnen gestaltete sich zu einer überwältigenden Manifestation der Bevölkerung für die Revolution, für den Frieden; er schloß mit der Befreiung derer, die dafür das Letzte eingesetzt hatten.

„Es waren die schönsten Augenblicke meines Lebens", gestand Artelt, „als ich in der Kieler Arrestanstalt selbst die Zellen der politischen Gefangenen aufschließen und zu jenen sagen konnte, die wie Reichspietsch und Köbes erschossen werden sollten: ‚Kamerad, du bist frei!'"

Im Gefängnishof ließ Artelt zwei Ehrenkompanien antreten: „Genosen, ihr habt bisher vor jedem Popanz strammstehen müssen. Jetzt gilt es, unsere Besten zu ehren." Als dann die Befreiten im Hof erschienen, kommandierte der rote Admiral: „Stillgestanden — das Gewehr über — die Augen links — präsentiert das Gewehr!" Und während eine Marinekapelle zum erstenmal in der Geschichte der „KM" den in kürzester Frist eingeübten Sozialistenmarsch und die Internationale spielte, marschierten die bisher eingekerkerten Kameraden in die Freiheit.

Zur gleichen Stunde etwa setzte auf den Werften Kiels der Solidaritätsstreik für die roten Matrosen ein. Auch hier kam es zu „Ehrungen". Man packte einige kaiserliche Bauräte, die sich als Antreiber oder Denunzianten besonders „verdient" gemacht hatten, auf Schubkarren und fuhr sie demonstrativ zum Werfttor hinaus.

## Noskes Doppelspiel

Am Abend dieses ereignisreichen 4. November traf Gustav Noske mit Staatssekretär Hausmann in Kiel ein. Eine riesige Menschenmenge erwartete ihn. Auch der Soldatenrat der Torpedobootsdivision mit Karl Artelt an der Spitze war am Bahnhof, um die Berliner Politiker auf seine Weise zu empfangen.

„Vorher", erinnerte sich Karl Artelt, „hatten wir allerdings einen Kurier mit der dringenden Bitte nach Berlin geschickt, uns sofort einen führenden Genossen vom linken Flügel, am liebsten Karl Liebknecht, als Gegengewicht zu Noske zu schicken. Leider blieb dieser Hilferuf und auch noch ein zweiter unbeantwortet, da sich die Berliner Genossen gerade in diesen Tagen zum Losschlagen rüsteten.

Unberührt vom Empfang der Menge, die Noske gutgläubig als Freund der Revolution begrüßte, trat ihm unser roter Admiral von der ersten Sekunde an als Arbeiterrevolutionär voller Argwohn entgegen. Noch in der Bahnhofshalle warnte er Noske davor, der Kieler Revolution in den Rücken zu fallen. Als dieser beteuerte, das käme nicht in Frage, klopfte Artelt bedeutungsvoll auf seine Pistole: „In ihrem Interesse rate ich Ihnen, hier keine Regierungspolitik zu treiben."

Bereits vierundzwanzig Stunden später ließ Noske die Maske fallen. In der Konferenz der Gewerkschaften und Marineeinheiten am 5. November im Kieler Gewerkschaftshaus erklärte Noske kaltschnäuzig:

„Die Regierung (Prinz Max von Baden) hat mich beauftragt, Straffreiheit für die Rädelsführer und alle an der Marinemeuterei Beteiligten zuzusagen, wenn die Bewegung in Kiel abgebrochen wird..."

Ein Entrüstungssturm brachte den seltsamen Freund der Revolution zum Schweigen. Karl Artelt bändigte schließlich mit seiner „Löwenstimme" den Tumult. „Wir diskutieren nicht über Abbruch der Bewegung, wir fordern im Gegenteil ihre Ausweitung auf ganz Deutschland, damit Kiel nicht isoliert bleibt!" Andere Funktionäre schlugen vor, durch Funkaufrufe, Kuriere, Flugblattabwurf von Flugzeugen und rote Stoßtrupps die Revolution weiterzutreiben.

Angesichts dieser Stimmung änderte Noske seine Taktik. Er malte die Auswirkung einer Revolution für das deutsche Volk in den grausigsten Farben und schloß mit der später von allen reaktionären Politikern strapazierten Losung: „Wir brauchen Frieden, Arbeit und Brot. Darum Ruhe und Ordnung um jeden Preis." Sein demagogisches Gerede blieb nicht ohne Wirkung. Als es zur Wahl zum Obersten Soldatenrat der Ostseestation Kiel kam, wählte man zwar den roten Admiral einstimmig zum ersten Vorsitzenden — aber auch Noske wurde durch den Kuhhandel rechter SPD- und USPD-Politiker in diese wichtige Position hineinmanövriert. Es gelang sogar, Noske an Stelle Souchons zum Gouverneur von Kiel durchzudrücken, allerdings mit der formalen Einschränkung, daß er keinen Erlaß ohne Gegenzeichnung Artelts — und umgekehrt — herausgeben konnte.

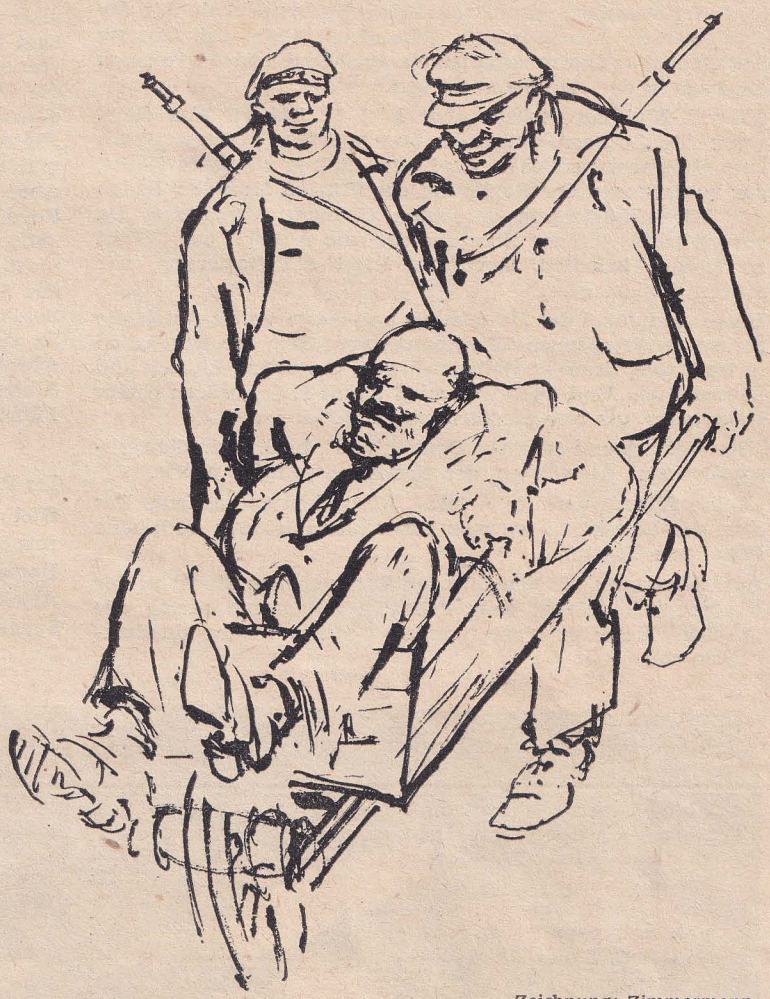
## Kiel immer noch allein

Für die Genossen des Obersten Soldatenrats war der 6. November 1918 der schwerste Tag seit ihrer Erhebung. Die sehnlichst erwarteten Meldungen von größeren revolutionären Aktionen in den anderen Marinestationen blieben aus. Auch im Reich, vor allem in Berlin, geschah noch nichts Entscheidendes. Bleibt Kiel allein? Manch einer begann zu verzagen, sah bereits wie nach dem Aufstand von 1917 die kaiserliche Blutjustiz wüten.

Hinzu kam, daß in der Stadt selbst die nur überrumpelte, nicht endgültig geschlagene Gegenrevolution weiter aktiv zu werden begann. Überall hatten in der Nacht Offiziere aus dem Hinterhalt auf rote Patrouillen geschossen. Es gab erneut Tote und Verwundete. Die Maschinenbauschule war zur waffenstarrenden Festung der Reaktion geworden. Als der Soldatenrat sie stürmen lassen wollte, verlangte Noske — Verhandlungen.

„Ich denke nicht daran, mit konterrevolutionärem Gesindel zu sprechen", gab ihm der rote Admiral zur Antwort.

Für Artelt stand jetzt schon fest, daß Noske nur nach außen den Schein wahrte, mit ihm zusammenzuarbeiten. In Wirklichkeit konspirierte er als Gouverneur von der ersten Stunde an mit den abgesetzten Admiralen gegen den Obersten Soldatenrat. In seinem Buch „Von Kiel bis Kapp" hat Noske sich später dieses schändlichen, hinter dem Rücken des Obersten Soldatenrates betriebenen Doppelspiels selbst gerühmt.



Zeichnung: Zimmermann

„... und fuhr allein zum Stationsgebäude", liest man in diesem Buch mit neuerwachtem Zorn. „Dort ließ ich Souchon und die Herren der Station zu einer Besprechung bitten. Ich teilte ihnen meine Wahl zum Gouverneur mit und gab meinem Bedauern Ausdruck, Männer wie Souchon in einer solchen Sachlage vor mir sehen zu müssen.. ersuchte sie, sich mit Würde in das Unabänderliche zu fügen..." Und schließlich: „Die Herren wurden von mir eindringlichst gebeten, auf ihren Posten zu bleiben..."

Steigende Sorge über Kiels Isolierung! Ein Verräter in führender Position, der die Gegenrevolution ermuntert und fördert! Nicht abreißende Gerüchte von heranrückenden Landtruppen unter reaktionärer Führung! Der Oberste Soldatenrat erstickt förmlich unter der Last der ihm aufgebürdeten Verwaltungsarbeit — das war die Situation am 6. November.

„Wenn wir damals wenigstens eine zielbewußte Revolutionspartei gehabt hätten", klagte unser Veteran in der Erinnerung an diese verzweifelte Lage. „Zwar erschien endlich, alarmiert durch unsere Hilferufe, an diesem Tage Hugo Haase aus Berlin, einer der Führer der USPD. Als er mir jedoch bei

der Begrüßung nebenbei mitteilte, Noske nach zwölf Jahren heute wieder zum erstenmal die Hand gegeben zu haben, fragte ich ihn grob, ob das alles wäre, was er in Kiel zu tun gedenke. ‚Nein, nein', beteuerte er verlegen, ‚ich werde selbstverständlich auch öffentlich sprechen.' Seine Rede am Abend in der Versammlung unterschied sich indes trotz radikalerer Töne grundsätzlich kaum von Noskes Schwarzmalerei. Übrigens fuhr Haase sogleich wieder nach Berlin zurück, während wir weiterhin versuchen mußten, mit dem gerissenen Demagogen Noske fertig zu werden."

## Der Sturm bricht los

Kiel, 7. November, vormittags. Seine Verbundenheit mit der organisierten Arbeiterschaft bekundend, tagte der Oberste Soldatenrat im Gewerkschaftshaus. Noske schilderte wiederum die Lage in den düstersten Farben.

„Gewiß, Kiel hat gesiegt. Aber Kiel ist isoliert. Was dann, wenn die Lebensmittelzufuhr gestoppt wird? Wenn Berlin kein Geld mehr schickt?" Und noch einmal wagte es Noske, die Forderungen der Regierung des Prinzen Max von Baden auf Wiederherstellung der alten Ordnung vorzulesen. Da sprang außer sich vor Erregung der rote Admiral auf: „Nicht zu Kreuze kriechen, Genossen! Nicht die Regierung, wir stellen Forderungen!"

Unter dem Jubel der Delegierten und Gäste verlas Artelt die soeben eingegangenen Telegramme vom Sieg der Revolution in Hamburg, Bremen, Wilhelmshaven, Cuxhafen, Lübeck und Brunsbüttel. „Und überall", schloß Artelt stolz, „waren Kieler Kameraden als rote Stroßtrupps dabei."

„Die Wasserkante ist nicht Deutschland", brüllte ein Gewerkschaftsführer dazwischen, der Noske beispringen wollte.

„Keine Angst", parierte Artelt. „Wir stehen am Anfang. Der Sieg der Revolution in ganz Deutschland ist nur noch eine Frage von Tagen."

Auch Noske muß in den Stunden kurz vor dem Sturm zu der Überzeugung gelangt sein, daß sein Regierungsauftrag, die „Kieler Meuterei" abzuwürgen, nicht mehr durchzuführen sei.

„Wir setzten uns", schrieb er in seinem bereits zitierten Buch, „zu sechs oder sieben Mann (rechte Partei- oder Gewerkschaftsführer) hinter abgesperrten Türen im Saal des Stationsgebäudes zusammen ... Es war uns klar, daß nun die revolutionäre Bewegung unaufhaltsam vor sich gehen würde. Da war ein Lavieren nicht mehr am Platze, sondern es hieß, die Zügel fest in die Hand zu nehmen ..."

Zu spät. Die Revolution ließ sich nicht mehr aufhalten. Im Verlauf des Tages und der Nacht trafen stündlich neue Meldungen vom Umsturz in Oldenburg, Emden, Braunschweig, Stuttgart und München ein. Am 8. November hörte man in Kiel auf, die Städte zu zählen, die sich der Revolution angeschlossen hatten. Es waren zu viele geworden. Jetzt wartete alles in fieberhafter Spannung auf die Reichshauptstadt.

Und Berlin ließ die Wasserkante, ließ die revolutionäre Bewegung im Lande nicht im Stich. Ein Freudentaumel erfaßte die Matrosen, als Karl Liebknechts Siegesmeldung in Kiel eintraf:

„Rote Fahnen wehen über Berlin. Das Proletariat in Bluse und Feldgrau marschiert ..."

Aber auch Liebknechts Mahnung in der ersten Stunde der Revolution wurde in Kiel nicht überhört:

„Mit der Abdankung von einigen Hohenzollern ist so gut wie nichts geschehen. Und mit ein paar Regierungssozialisten an der Spitze ist erst recht nichts getan. Wählt Arbeiter- und Soldatenräte! Es lebe die Sozialistische Republik Deutschland."

Ja, dafür lohnte es sich, weiterzukämpfen. Freudig und entschlossen nahmen die Kieler Matrosen diesen Ruf auf. Nun fühlten sie sich nicht mehr allein und ohne revolutionäre Führung.

*

Im Dezemberheft der „Armee-Rundschau" lesen Sie:

**Kiel nach dem Novembersturm — Noske bewaffnet Konterrevolution — Deutsche Flotte nicht an England ausliefern — Dampf auf in allen Kesseln, Kurs Kronstadt — Noske oder Artelt? — Nachhutgefechte — Alle Kraft für die Partei — Sprung in die Gegenwart — Der rote Admiral bei den Matrosen unserer Nationalen Seestreitkräfte**

Von den Matrosen begeistert begrüßt: Der „rote Admiral von Kiel" und ehemalige Vorsitzende des ersten Soldatenrates in Deutschland, Genosse Karl Artelt. (Siehe auch unsere Titelseite.) Näheres über den von der Redaktion „Armee-Rundschau" angeregten Besuch bei den Seestreitkräften erfahren Sie in unserem Dezember-Heft, im letzten Teil der Erzählung „Der rote Admiral von Kiel", dem auch ein Bildbericht beigefügt ist. Foto: Barkowski

Zu unserer Diskussion:

# Was lesen unsere Frauen?

Viele junge Frauen unserer Armeeangehörigen haben sehr wunderliche und überlebte Auffassungen vom Lesen. Das Lesen soll ja nicht schlechthin unterhalten, sondern auch weiterbilden. Oft hört man die Meinung: „Zur Entspannung brauche ich eine leichte Lektüre". Ich selbst lese auch gern mal einen guten Kriminalroman, aber es befriedigt mich nicht, ausschließlich davon Gebrauch zu machen. Es gibt einen so großen und wertvollen Schatz an Büchern, daß man nicht einseitig sein darf. Ich ziehe mir als Schriftsteller Elfriede Brüning, Willi Bredel und Wolfgang Schreyer vor. Ebenso gern lese ich Bücher von Feuchtwanger und Thomas Mann sowie Gedichte von Goethe, Schiller, Heine, Weinert, Becher und Brecht.

Ursula Weidermann, Eichwalde

Etwa ein Jahr lang arbeite ich in der Bibliothek der Einheit Schrentzel. Mit Freude kann ich feststellen, daß die Zahl der Leser seit dieser Zeit erheblich angewachsen ist, besonders der Anteil der Frauen. Waren es im vorigen Jahr 5 bis 7 Frauen, so sind es jetzt 20 bis 25, die ständige Leser unserer Bibliothek geworden sind. Alle lesen sehr fleißig. Es ist allerdings gar nicht so einfach, für jede immer das richtige Buch zu finden, denn man möchte doch, daß sie Freude am Lesen hat und gern wiederkommt. Durch den persönlichen Kontakt lernt man mit der Zeit den Geschmack jeder einzelnen Leserin kennen. Noch schwieriger aber ist es, für jene Frauen das Richtige zu finden, deren Männer die Bücher mitnehmen. Die Genossen sagen nicht selten: „Was ich lese und mir gefällt, gefällt auch meiner Frau." Das trifft aber vielmals gar nicht zu. Deshalb kann ich den Genossen, die in der Nähe der Dienststelle wohnen, nur empfehlen, ihre Frauen möglichst oft mitzubringen, ihnen höchstens einige Hinweise zu geben, dann aber selbst auswählen zu lassen.

Foto: Barkowsky

## Frau und FAMILIE

Sehr gern gelesen werden bei uns die Bücher von Elfriede Brüning „Ein Kind für mich allein", „Regine Haberkorn", „Damit Du weiterlebst", „Rom, hauptpostlagernd" sowie Welskopf „Jan und Jutta", Völkner „Die Leute vom Karvenbruch", „Die Liebe der Gerda Hellstedt" sowie überhaupt Bücher vom Kampf gegen den Faschismus.

Else Dade, Stallberg

Da diese Diskussion zugleich auch alle Ehemänner angeht, möchte ich dazu etwas sagen. Als ich meine Frau kennenlernte, las sie nur Liebesromane. Ich überlegte nicht lange und wollte sie davon überzeugen, daß das nicht das Richtige sei. Aber was glaubt ihr, ihr wißt ja, wie die Frauen sind, es half einfach nichts, und das Ende vom Lied war: Ich las ab und zu einen Liebesroman mit. Als wir aber später in den Bund der Ehe eintraten und meine Frau Kindergärtnerin wurde, fing ich von neuem an, sie zu überzeugen und siehe da, es ereignete sich etwas. Meine Frau sagte zu mir: „Weißt du was, wenn du dauernd von schönen Büchern sprichst, dann laß uns doch die Bücher sammeln, und wir schaffen uns einen Bücherschrank an". Schließlich geschah, was ich träumte. Ich kaufte für meine Frau ein Buch und sie eins für mich. Dann schlug sie vor, wir könnten doch mal beide in das Buchgeschäft gehen, vielleicht gelingt es, unseren Geschmack übereinzubringen. Das geschah auch, und beide waren wir darüber begeistert. Meine Frau meinte später zu mir: „Weißt du, es ist wirklich schön, solche Bücher zu lesen, denn ich kann das Gelesene überall gebrauchen, in der FDJ und im Kindergarten." Eines Tages traten FDJ-Mitglieder an mich heran und fragten: „Was ist denn mit deiner Frau los, die macht sich aber, sie macht ja sogar Buchbesprechungen." Ja, meine lieben Leser, das ist das Ergebnis der Überzeugung, auch der eigenen Frau gegenüber. Das zu tun, wenn es notwendig erscheint, ist Pflicht jedes verheirateten Genossen. Dann wird sich der eine oder andere nicht mehr von seiner Frau anzuhören brauchen: „Du mit deinem Lesen kannst mich verrückt machen, leg jetzt bloß das Buch beiseite."

Unteroffiziersschüler Roland Kunig, Schwerin

Wenn die Frau eines Genossen nicht oder nur Minderwertiges liest, so ist das ein Versagen ihres Mannes. Keine Zeit zum Lesen guter Literatur sollte niemand haben. Verlesene Zeit ist nie verlorene Zeit. Ja, will man mit unserem neuen, sozialistischen Leben Schritt halten, so m u ß man sogar lesen. Wie wollen wir denn später unsere Kinder erziehen, ihnen helfen sich zu bilden, wenn wir uns heute selbst vernachlässigen?
Immer bin ich darüber erfreut, wenn mir mein Mann ein Buch aus seiner Dienststelle mitbringt. Es hilft mir stets Stunden des Alleinseins zu überbrücken.

Lilli Hoffmann, Berlin

Wenn ich ehrlich sein soll, so habe ich noch vor einigen Jahren wenig von einem guten Buch und vom Lesen überhaupt gehalten.
Den Anstoß dazu, daß es anders wurde, gab ein Geburtstagsgeschenk von meinem Mann. Er schenkte mir das Buch „Nur eine Frau" von Hedda Zinner. Das war eigentlich das erste Buch, das ich bewußt und voller Anteilnahme gelesen habe. Vor einiger Zeit las ich dann die Triologie von H. Welskopf „Zwei Freunde", „Die Wege trennen sich" und „Das Wiedersehen". Diese Bücher haben mir sehr gut gefallen, denn hier wurden Menschen und Charaktere gezeigt, wie sie das Leben, die Gesellschaft auch in Wirklichkeit formt und hervorbringt. Heute ist es so, daß ich mich jedesmal freue, wenn mir mein Mann von der Buchmesse aus der Dienststelle auch ein Buch mitbringt.
Neulich habe ich meiner Freundin vom DFD, die bislang ebenfalls eine Abneigung gegen „dicke" und „politische" Bücher hatte, das Buch „Zwei Freunde" geliehen. Inzwischen las sie auch die beiden anderen Bände, die ihr gut gefielen. Aus eigener Erfahrung kann ich deshalb sagen, daß man alle Frauen für das Lesen guter, erzieherisch wertvoller Bücher gewinnen kann. Man muß nur die richtige Auswahl treffen und mit einem guten Buch beginnen. Das weitere besorgt das Buch selbst.

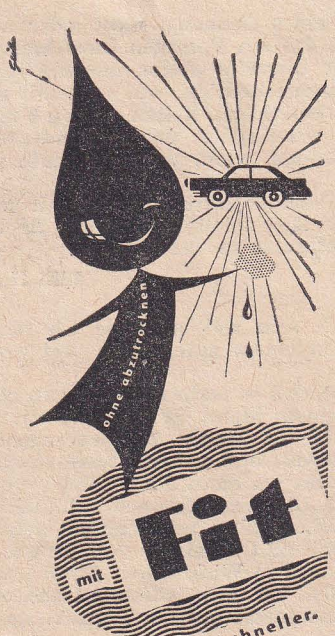
Anni Hilpmann, Warnemünde

Diese kleine Ausgabe macht sich bezahlt, wenn Sie daran denken, wieviel Ärger, Kosten und Verdruß Ihnen bisher die unscharfen Aufnahmen bereitet haben

**Certos**

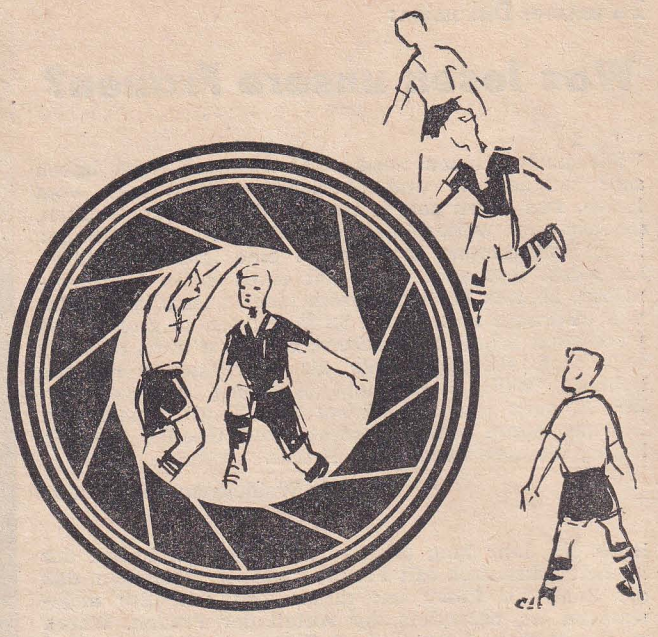
**Certo** CAMERA-WERK · DRESDEN · A46






geht's leichter und schneller.





**Blende auf – Blende zu . . .**

heißt es nicht nur im Filmatelier, sondern auch beim Photographieren mit der Spiegelreflex. Wie aber, wenn die Entfernung rasch wechselt und man mit der Schärfe „nachziehen" muß? Wer hat dann noch Muse, nach dem Einstellen sorgsam abzublenden?
In solchen Fällen bewährt sich eine Blendenautomatik wie z. B. die Druckblende im Meyer-Primotar, die sich beim Auslösen automatisch auf den vorgewählten Wert schließt.

*Meyer-Primotar 1:3,5/50 mm mit Druckblende. Besondere Vorzüge des Objektivtyps: hohe Brillanz und sehr gute Farbkorrektur - übrigens ein ausgesprochener Scharfzeichner. Zur genauen Entfernungseinstellung dient eine „Einstellblende" die sich automatisch auf ein größeres Öffnungsverhältnis als 1:3,5 einstellt.*

*Es gibt noch mehr Meyer-Objektive. Lassen Sie sich deshalb von Ihrem Photohändler die ausführliche Druckschrift über Meyer-Optik geben.*

MEYER OPTIK

**VEB FEINOPTISCHES WERK GÖRLITZ**

*Lesenswerte Bücher bringen Belehrung und neue Erkenntnisse*

S. Golubow **Festungen, die nicht kapitulieren**

**General Karbyschew, der Held des Romans, ist ein Mensch mit hohen moralischen Qualitäten, unermüdlich, ausdauernd, ein guter Kamerad und Soldat. Seinen Schülern ist er nicht nur ein guter Lehrer, sondern vor allem Vorbild. Noch im Tode erringt er unsterblichen Ruhm und ist bis zum letzten Atemzuge davon überzeugt, daß es in der Welt Festungen gibt, die man zwar zerstören, aber nicht nehmen kann.**

**Das Werk erscheint in zwei Bänden, zählt 1028 Seiten und kostet in Ganzleinen 19,80 DM**

W. Oehme **Damals in der Reichskanzlei**

**Erinnerungen aus den Jahren 1918/1919**

**Das Buch eines Sekretärs im Rat der Volksbeauftragten entstand aus persönlichem Erleben während der entscheidungsvollen Tage der Novemberrevolution 1918. Es umfaßt die dramatischen Ereignisse der Revolution bis zur Flucht Eberts und seiner Kabinettsmitglieder nach Weimar im Februar 1919.**

**Der Umfang des Werkes beträgt etwa 480 Seiten und 16 Seiten Bilder, in Halbleinen gebunden, kostet es etwa 9,40 DM**

*Richten Sie bitte Ihre Bestellungen an*

**INTERBUCH**
**Zentrale Versandbuchhandlung für sozialistische Literatur**
**Leipzig C 1, Postschließfach 259**

## Ein schönes Geschenk

Der Bildband

## Bei unseren Soldaten

ist lieferbar und in jeder Buchhandlung erhältlich.

118 Seiten, Großformat, mit zahlreichen ein- und mehrfarbigen Zeichnungen, Ganzleinen mit Schutzschlag 18.— DM.

**Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung**

**Kaufen Sie keine Bücher**

ohne vorher in unseren neuen, vierfarbigen, 96 Seiten starken Jahreskatalog 1958/59 Einblick zu nehmen. Über 100 vorteilhafte Angebote stellten wir für Sie zusammen.

Wir senden Ihnen diesen gern kostenlos zu

Leipzig-C 1
Postfach 270

Hier abtrennen und **auf Postkarte geklebt** einsenden!

Bitte senden Sie mir
Mitte November
**kostenlos:**

***1 Jahreskatalog 1958/1959***

Name

Ort

Straße

Bitte in Druckschrift ausfüllen

**Werbeantwort** Nicht frankieren

An

DIE KASSETTE
Versandbuchhandlung für Klassiker- und Gesamtausgaben

LEIPZIG C1
Postfach 270

## Aus dem Inhalt:


Über die Perspektive . . . . 449
Diese Wahl ist frei von Qual . 452
80 000 Söldner, die zogen ins Manöver . . . . . 454
Nieder mit der Regierung – Hoch Liebknecht! . . . . . 456
Die zweite Fahrt der „Michail Lomonossow" . . . . . 458
Mit der Kfz.-Streife unterwegs . 460
Wettflug mit dem Tode . . . 462
Truppenteil Biermann war erfolgreich . . . . . 464
Wir sind eine Partei . . . . . 466
Forum der Erzieher . . . . . 468
Was sich als „neu" ausgibt . . 469
Die Bresche . . . . . 470
Mörderisches Spiel . . . . . 472
Ein Mädchen, ein Gewehr und ein Auto . . . . . 474
Drei Kandidaten . . . . . 475
Ein Mädchen namens Ka-ha-rin 478
„Was steht denn da für einer?" 479
Der rote Admiral von Kiel . . 482
Was lesen unsere Frauen? . . 485



Das Redaktionskollegium

Anschrift der Redaktion: Berlin N 24, Postschließfach 7986.
Telefon: Berlin 42 68 41 oder 42 70 76.

Herausgegeben im Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, Berlin N 24, Postschließfach 6943, Lizenz-Nr. 5/I.

Erscheint monatlich. Vierteljahresabonnement 3,– DM, Halbjahresabonnement 6,– DM, Jahresabonnement 12,– DM.


Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion. Redaktionsschluß des Heftes 10. Oktober 1958.


Fotos 1. und 4. Umschlagseite: Gebauer.


**Titelbild:**

**„Kämpft wie die Matrosen von Kronstadt und Kiel!"** Das forderte in einer zündenden Ansprache auf einem Schiff unserer Seestreitkräfte der ehemalige Vorsitzende des ersten Soldatenrates in Deutschland, Parteiveteran Karl Artelt, über dessen Leben wir in unserer Fortsetzungserzählung „Der rote Admiral von Kiel" berichten.

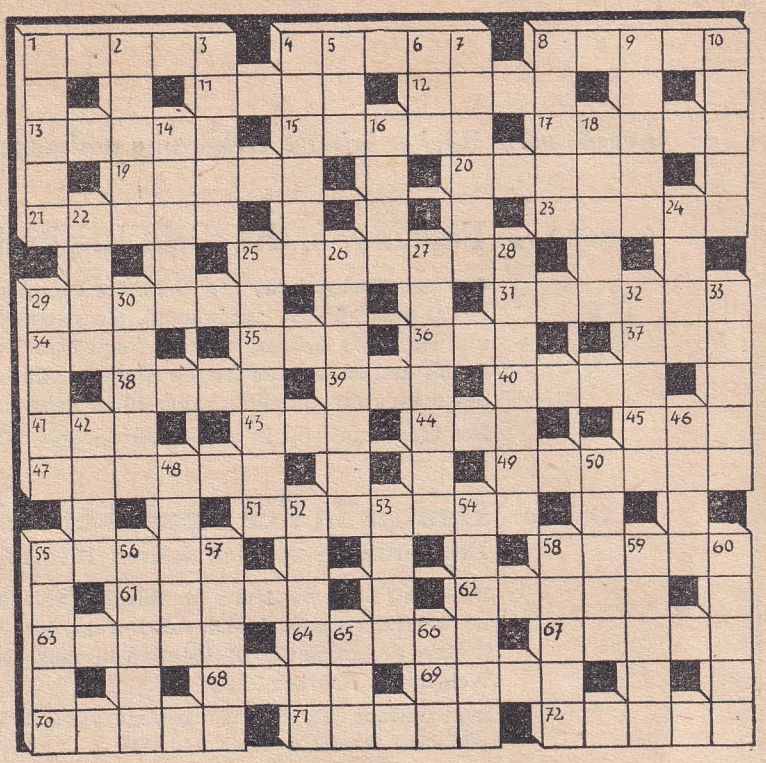
**Rücktitel:**

Eine Agitprop-Gruppe bei einem improvisierten Einsatz in einem Dorf Mecklenburgs.

**Berichtigung**

Im Heft 10/58 ist uns in der Bildreportage „Unter polnischem Himmel" ein bedauerlicher Fehler unterlaufen. Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, daß es sich im Text auf der rechten Seite nicht um das Wegziehen des Fahrgestells, sondern der Bremsklötze handelt.

## KREUZWORTRÄTSEL



**Waagerecht:** 1. deutscher zeitgenössischer Schriftsteller, 4. afrik. Hauptstadt, 8. Bilderrätsel, 11. Titelheld eines Trauerspiels von Shakespeare, 12. deutscher Physiker (1840—1905), 13. Modetanz, 15. weibl. Haustier, 17. Fluß in Frankreich, 19. europäische Hauptstadt, 20. Prosaerzählung, 21. griech. Insel, 23. Himmelskörper, 25. Kontinent, 29. ostfries. Insel, 31. Zählmaß, 34. Laufvogel, 35. Schweizer Kanton, 36. Stadt an der Etsch, 37. Gebirgsstock auf Kreta, 38. Werkzeug, 39. geograph. Begriff, 40. See in Äthiopien, 41. oriental. Männername, 43. Berg in Graubünden, 44. Sportzeitung der DDR, 45. Verneinung, 47. Gedichtform, 49. volksdemokr. Staat, 51. Übungsleiter im Sport, 55. hervorragender deutscher Arbeiterführer, 58. Tagesabschnitt, 61. Erdfarbe, 62. Blume, 63. Handwerker, 64. Stadt in Schleswig-Holstein, 67. Ölfrucht, 68. meteorologischer Begriff, 69. Gewürz, 70. Nagetier, 71. Bezirk, Bereich, 72. Schlingpflanze.

**Senkrecht:** 1. Fluß zum Kaspischen Meer, 2. Wagenauffahrt, 3. weibl. Vorname, 4. irakischer Ministerpräsident, 5. Ordnungseinheit, 6. Hinweis, 7. polnischer Tanz, 8. Stadt in Nordfrankreich, 9. Insekt, 10. deutscher Staatsmann (1757—1831), 14. Färbverfahren für Stoffe, 16. Wasserbegrenzung, 18. glänzender Stoff, 22. Stadt in Frankreich, 24. Schilf, 25. Talismann, 26. autonomes Gebiet am Roten Meer, 27. europ. Staat, 28. Kunst- oder Sportliebhaber, 29. deutscher Bildhauer (1831—1911), 30. Edelstein, 32. Göttin der Jagd, 33. Wäschestück, 42. Stadt in Italien, 46. Staat in Vorderasien, 48. Laubbaum, 50. Bestecksteil, 52. Storchenvogel, 53. Teil des Auges, 54. Gardinenstoff, 55. Hochgebirge in Mittelasien, 56. Glanz, Aufsehen, 57. Orientierungsmittel, 58. Korallenriff, 59. Heideblume, 60. Nordeuropäer, 65. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 66. nord. Männername.

## Auflösung unseres Spartakiade-Preisausschreibens!

**Die Gewinner sind:**

**1. Preis: 1 Federballspiel: Günter Dietze,** Glauchau.

**2. Preis: 1 Tischtennisspiel: Gottfried Wendekamm,** Röderau.

**3. Preis: 1 Schreibetui: Roland Geisler,** Erkner.

**4. bis 10. Preis: Buchprämien:** In der Reihenfolge: **Rita Noske,** Altwarp; **Lutz May,** Torgelow; **Renate Greyer,** Erfurt; **Wolfgang Werner,** Kamenz; **M. Mischke,** Erfurt; **Heinz Siegert,** Erfurt; **Herta John,** Halle.

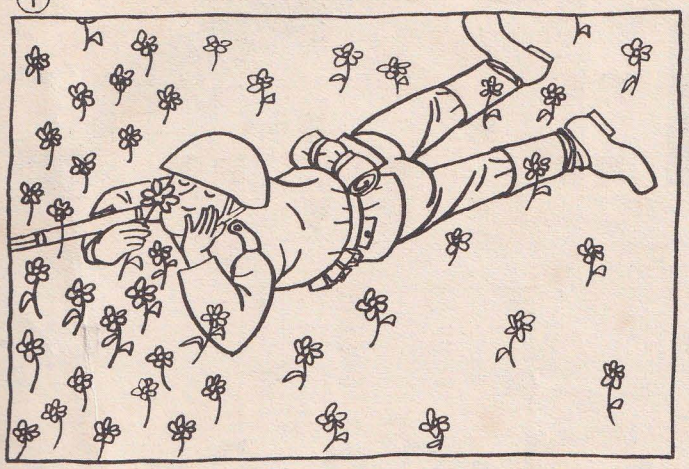
Die richtige Lösung war:

- **52 Personen reisen zur I. Sommerspartakiade**
- **Die Sportler trainieren für folgende Sportarten:**

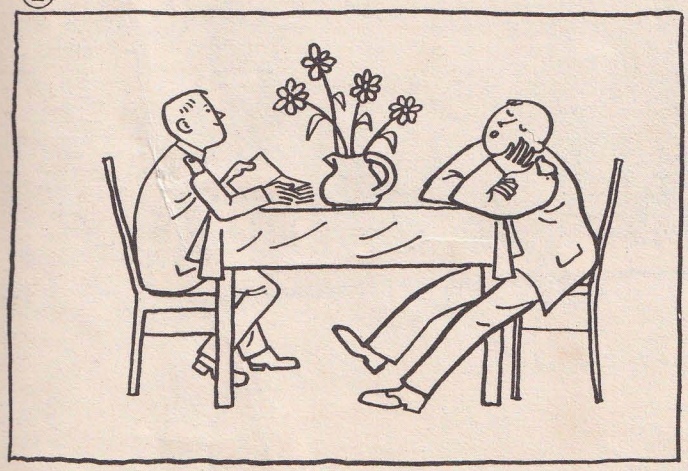
1. Militärischer Mehrkampf
2. Moderner Fünfkampf
3. Schwerathletik
4. Klettern
5. Stabhochsprung
6. Kugelstoßen
7. Geräteturnen
8. Lauf (lang, kurz)
9. Boxen
10. Tennis, Federball
11. Gewichtheben
12. Hürdenlauf
13. Schießen
14. Handgranatenweitwurf
15. Gehen
16. Hammerwerfen
17. Schwimmen-Springen
18. Fechten
19. Reiten
20. Fußball

# . . . Gänseblumen, Vorhangfetzen können Ordnung nicht ersetzen . . .

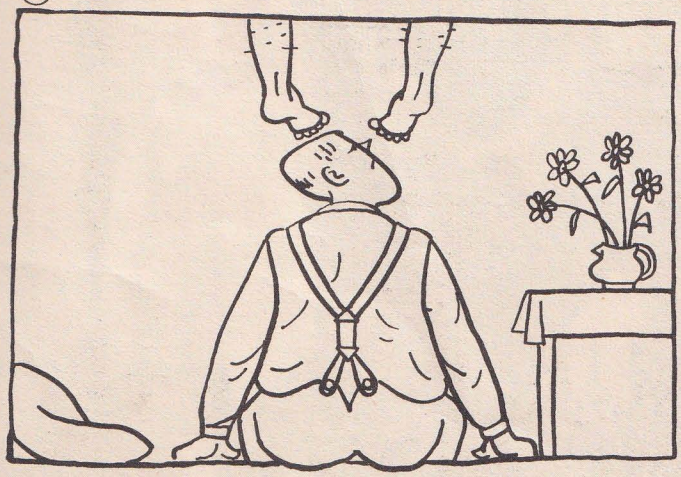
Beim Schießen nach getarnten Übungszielen,
im grünen Gras, im Blumenmeer versteckt,
hat plötzlich Anton, ein Soldat von vielen,
die Liebe zur Natur in sich entdeckt.

① 

Getreu dem Rat des größten der Poeten,
grub Anton einen umfangreichen Strauß
von Butterblumen oder Margareten
mitsamt den Wurzeln und dem Rasen aus.

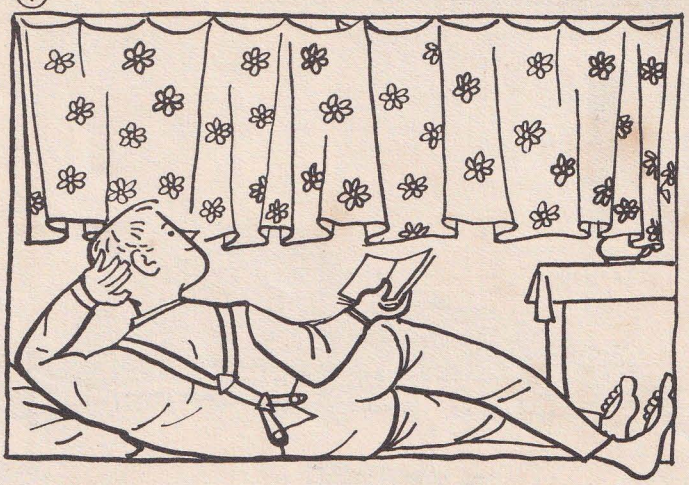
② 

Sie zierten dann den Raum, den er bewohnte,
er schloß die Augen, wenn er sie beroch,
er goß sie täglich, und ihr Duft belohnte
ihm alle Mühe, allen Fleiß – jedoch . . .

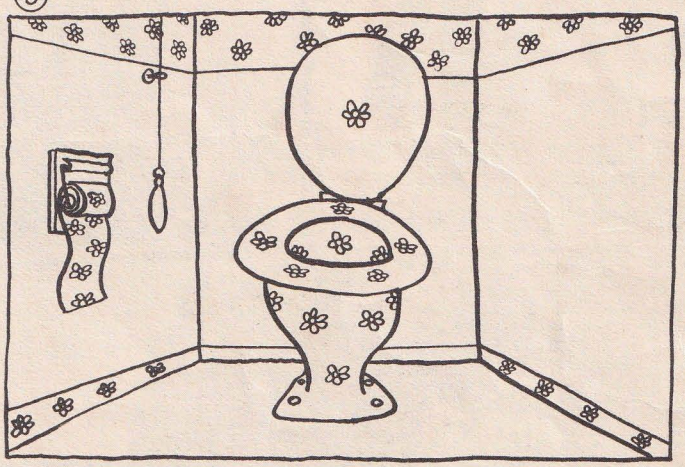
③ 

Jedoch so manches andere verstörte
von nun an seinen schönheitstrunknen Sinn,
so manches gab es, was ihn jetzt empörte –
wo Eifer wuchert, ist die Ruhe hin.

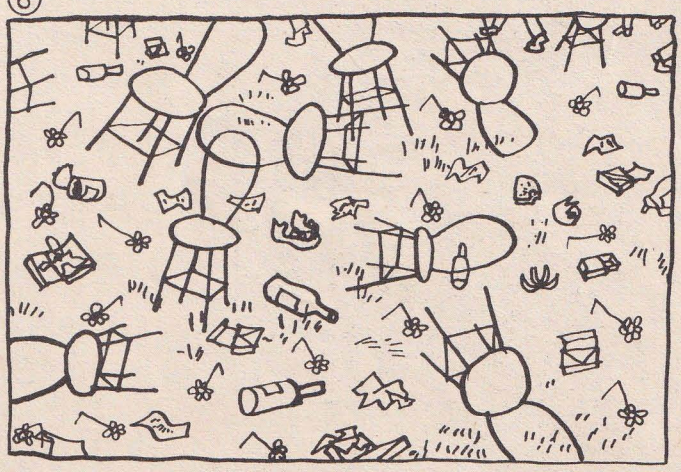
So hat er eilends, wenn auch leicht verdrossen,
mit einem Vorhang alles hübsch verhängt –
sowohl die Stachelwaden seines Bettgenossen,
wie auch den grauen Alltag, der ihn kränkt.

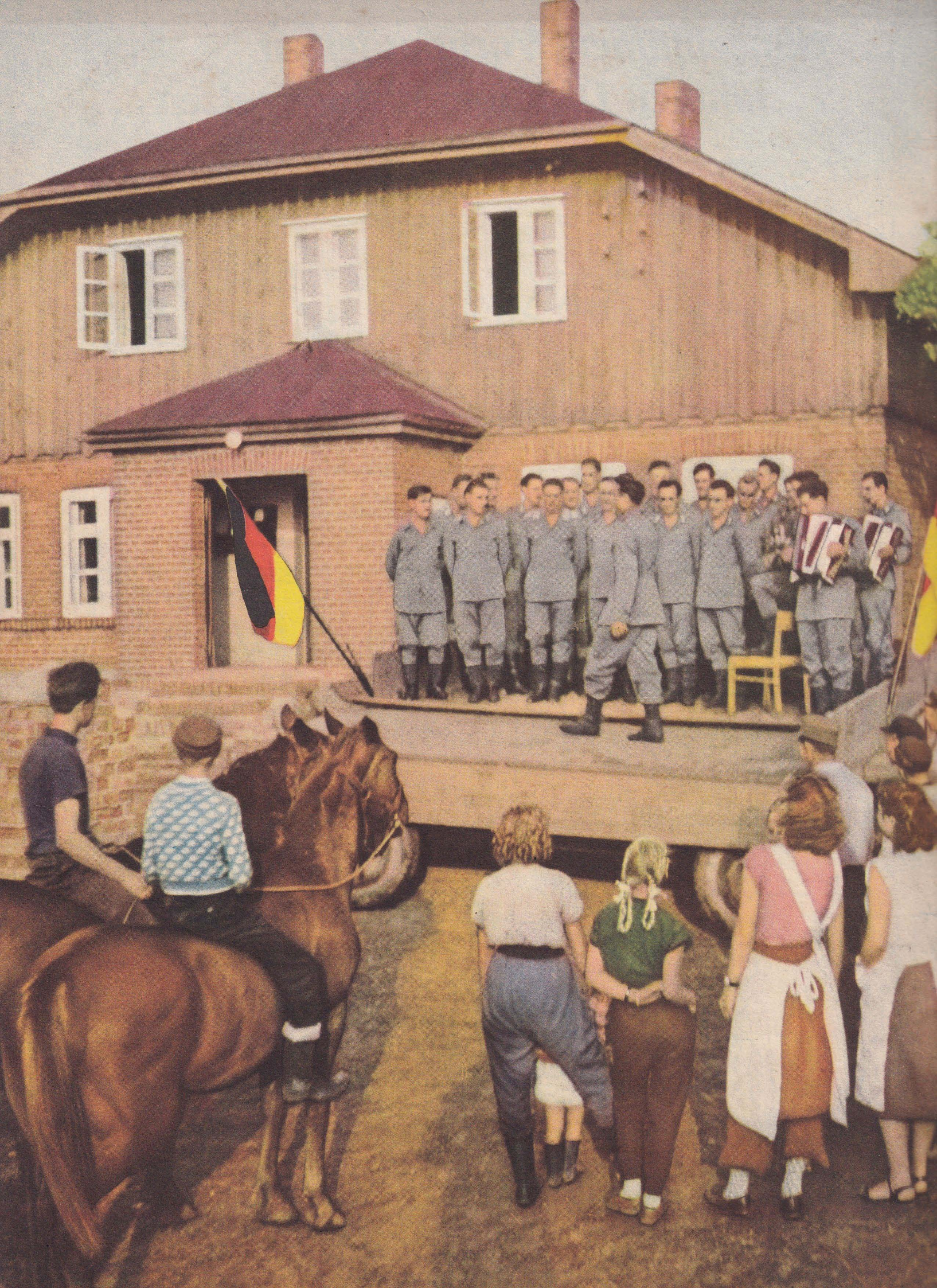
④ 

Er sah die Schönheit reifender Tomaten,
sah Schäfchenwolken, sanft im Abendlicht;
den abgeriss'nen Knopf, den Rost am Spaten,
den Dreck an seinen Schuhen sah er nicht.

⑤ 

Er kerbte bunte Blümchen in die Brille
des – na, das Bildchen hier genügt vollauf;
er malte sie verzückt, in aller Stille
auch auf den eignen Karabinerknauf.

⑥ 

Er ist mit Freunden dann hinausgegangen,
zu zeigen ihnen Feld und Wald und Flur;
hier ist der Platz, wo sie im Chore sangen:
Wie schön, wie wunderschön ist die Natur . . .

Zeichnungen: Paul Klimpke, Text: Rudi Strahl